

# Dimensionen von Glück

Über die gesellschaftlichen  
Voraussetzungen  
für ein erfülltes Leben



# **Dimensionen von Glück**

Über die gesellschaftlichen  
Voraussetzungen  
für ein erfülltes Leben

*von Glück*

**Impressum:**

Herausgegeben von der  
Friedrich-Ebert-Stiftung  
Franziska Richter

© 2010 by  
Friedrich-Ebert-Stiftung  
Forum Berlin  
Hiroshimastraße 17  
10785 Berlin

**Texte:**

**Dr. Angela Borgwardt**

**Redaktion:**

**Franziska Richter und Dr. Angela Borgwardt**

**Lektorat:**

**Barbara Hoffmann**

**Fotos:**

**Peter Himsel**

**Layout:**

**Pellens Kommunikationsdesign**

**Druck:**

**bub Bonner Universitäts-Buchdruckerei**

**ISBN: 978-3-86872-589-6**

*Das Projekt wird gefördert  
aus Mitteln der DKLB-Stiftung.*

# Inhalt

Einführung	5
<b>I Glück und Wohlstand</b>	11
Juli Zeh: „Das Prinzip Gregor“	11
Glück und Wohlstand – Definitionen und Messmethoden	21
Glück in Deutschland	33
Notwendigkeit einer Umorientierung	44
Anregungen für die Zukunft	61
<b>II Glück und Teilhabe</b>	70
Eva Hertzsch und Adam Page: „Die Ermittlung eines Wertes des Sozialen in Dresden-Prohlis“ (Eine Führung)	70
Teilhabe durch bürgerschaftliches Engagement	72
Wie wird aus Ausgrenzung Teilhabe?	85
Wichtige Schritte zu mehr Teilhabe	105
<b>III Glück und Solidarität</b>	113
Tanja Dückers: „Deutsches Muffeln. Über die Deutschen und das Glück“	113
Was macht die Deutschen unzufrieden?	118
Das Individuum in der Gesellschaft	121
Welche Rolle hat der Staat?	132
Anhang: Was macht Menschen glücklich?	135



## Einführung

Eine glückliche Gesellschaft – was macht sie aus? Ist es Wohlstand, der uns glücklich macht oder können wir noch weitere Indizien für persönliches sowie gesellschaftliches Glücksempfinden und Wohlergehen benennen?

Im Rahmen des Projekts „Gesellschaftliche Integration“ haben wir uns in diesem Jahr auf die Suche nach dem Glück begeben. Die Reihe „Identität in einer globalisierten Welt“ des Projekts widmet sich der Frage, welchen Herausforderungen wir uns angesichts von Globalisierung und gesellschaftlichem Wandel in Bezug auf Zugehörigkeit und Identität stellen müssen. 2009 stand das Thema „Heimat“ im Mittelpunkt der Debatte. 2010 – im Europäischen Jahr zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung – beschäftigten wir uns nun in einer Trilogie mit den Voraussetzungen für ein erfülltes Leben.

Eine wesentliche Bedingung für individuelles Wohlergehen ist die ökonomische, politische, kulturelle und soziale Teilhabe. Mit dieser Thematik beschäftigt sich das Projekt „Gesellschaftliche Integration“ seit einigen Jahren. Wesentliches Ziel des Projekts ist es, im Dialog zwischen Politik und Gesellschaft dazu beizutragen, Tendenzen der sozialen Ausgrenzung und Desintegration abzubauen und neue Wege zu einem stärkeren gesellschaftlichen Zusammenhalt aufzuzeigen. Als Grundannahme wird postuliert, dass jeder Einzelne gefordert ist, seinen eigenen Beitrag zur gesellschaftlichen Integration zu leisten, der Staat aber durch entsprechende

Rahmenbedingungen und politische Gestaltung auch dafür sorgen muss, dass Zugangsbarrieren abgebaut und Teilhabechancen für alle gewährleistet sind.

Was ist gemeint, wenn wir von einem „glücklichen und erfüllten Leben“ sprechen? „Glück“ wird hier als subjektives Wohlbefinden und längerfristige Lebenszufriedenheit verstanden – in Abgrenzung zu momentanen Glücksgefühlen oder dem „Zufallsglück“. Wir haben für die Trilogie der Reihe „Identität in einer globalisierten Welt“ drei zentrale Dimensionen des Glücks als besonders relevant ausgewählt: Glück und Wohlstand, Glück und Teilhabe, Glück und Solidarität. Die Reihe wurde im Rahmen der „Kultur-Kontraste“ des Integrationsprojekts durchgeführt, wo Vertreter/innen aus Kunst und Kultur, Wissenschaft und Politik ins Gespräch über gesellschaftspolitisch brisante Themen kommen. So ging es diesmal darum, verschiedene Aspekte des Themas „Glück“ zu beleuchten, Fragen aufzuwerfen und neben wissenschaftlichen Erkenntnissen auch subjektiven Einschätzungen Raum zu geben. Den Einstieg lieferte jeweils ein Beitrag aus Kunst und Kultur, bevor die Podiumsgäste zunächst miteinander und dann mit dem Publikum ins Gespräch kamen.

In der ersten Veranstaltung am 11. Mai 2010 widmeten wir uns dem Zusammenhang von *Glück und Wohlstand*: Macht Wohlstand glücklich? Bis heute ist auch in den „reichen“ Industriestaaten die Auffassung weit verbreitet, mehr materieller Wohlstand bedeute auch mehr Glück. Weltweit durchgeführte Umfragen zur Zufriedenheit der Bevölkerung haben jedoch gezeigt, dass in Deutschland – wie in vielen anderen westlichen Industrieländern – trotz starken Wirtschaftswachstums und höherem Pro-Kopf-Einkommen die persönliche Lebenszufriedenheit kaum angestiegen ist. Bisher galt das BIP (Bruttosozialprodukt) als wichtigste Messein-

heit für den materiellen Wohlstand einer Gesellschaft. In den letzten Jahren ist hier – insbesondere angesichts von Klimawandel, Ressourcenverknappung und der jüngsten Finanz- und Wirtschaftskrise – Bewegung in die Debatte gekommen: Die Zukunftsfähigkeit einer Ökonomie steht zunehmend in Frage, die sich am Prinzip rein quantitativen Wachstums orientiert und auf stetig steigendem Ressourcenverbrauch basiert. Stattdessen steht das Wohlergehen für Mensch und Natur stärker im Fokus und der Wert der Lebensqualität gewinnt immer mehr an Bedeutung. In diesem Zusammenhang stellen sich viele Fragen: Brauchen wir andere Maßstäbe für das individuelle und gesellschaftliche Wohlergehen? Was können wir aus anderen Kulturen und Ländern über die Grundlagen einer glücklichen Gesellschaft lernen? Ist eine grundsätzliche Umorientierung, sind neue Werte notwendig? Und welche Konsequenzen hat dies für politisches Handeln?

Im Mittelpunkt der zweiten Veranstaltung am 8. Juli 2010 stand der Themenkomplex *Glück und Teilhabe*. Eine zentrale Voraussetzung für das subjektive Wohlbefinden des Menschen als soziales Wesen ist die Chance, sich als Mitglied der Gesellschaft zu erleben und sie mitgestalten zu können. Diese Teilhabe umfasst viele verschiedene Bereiche, vor allem Arbeit und Ausbildung, soziale Netzwerke, politische Rechte, Bildung und Kultur. Mangelnde Teilhabemöglichkeiten bergen die Gefahr sozialer Ausgrenzung und verstärken gesellschaftliche Desintegration. Entsprechend wurde über notwendige Voraussetzungen und mögliche Wege zur aktiven Gestaltung des Lebens diskutiert: Wie kann Ausgrenzung überwunden werden? Wie werden Bürger/innen zu Akteuren? Welcher gesellschaftlichen Voraussetzungen bedarf es, damit die Bürgerinnen und Bürger ihr Leben in die eigene Hand nehmen können? Welche Rolle kommt der Zivilgesellschaft bei der Verwirklichung und Gestaltung von Teilhabechancen zu? Wie kann

der Staat zivilgesellschaftliches Engagement unterstützen und Teilhabe ermöglichen?

In der dritten Veranstaltung am 17. September 2010 schließlich beschäftigten wir uns mit *Glück und Solidarität*. Wir leben in einer freiheitlichen Gesellschaft, die dem Individuum einen hohen Stellenwert einräumt und seine Rechte verfassungsrechtlich schützt. Jeder kann seine eigene Vorstellung von Glück entwickeln und seine persönlichen Wege zum Glück (ver)suchen. Doch zum Glück scheint der Bezug auf sich selbst nicht ausreichend zu sein: Wichtige Faktoren für Lebenszufriedenheit sind funktionierende soziale Beziehungen und das Gefühl, als Teil einer Gemeinschaft anerkannt zu sein. Daraus ergeben sich Fragen wie: Sind gegenseitige Verantwortung und Solidarität nicht nur grundlegend für eine am Gemeinwohl orientierte Gesellschaft, sondern auch Voraussetzung für ein glückliches Leben? Was ist der Bezugsrahmen für Solidarität? Wie ist es um den sozialen Zusammenhalt in unserer Gesellschaft bestellt? Wie viel freiwillige Solidarität können die Bürgerinnen und Bürger leisten, welche Rolle hat der Staat zu übernehmen?

Ein zentrales Anliegen der Gespräche war es, im Diskurs herauszuarbeiten, wie unser Zusammenleben „glücksförderlicher“ für alle gestaltet werden könnte. Was kann die Politik tun, um die besten Voraussetzungen für das Glück und die Zufriedenheit seiner Bürgerinnen und Bürger zu schaffen? Hier können die Erkenntnisse der empirischen Glücksforschung eine wichtige Orientierung bieten. Sie geben Hinweise, dass die Lebenszufriedenheit auch von Faktoren abhängig ist, die der Einzelne nicht beeinflussen kann, wie etwa soziale Ungleichheit in einer Gesellschaft. Hier ist der Staat gefordert und in der Verantwortung, entsprechend zu agieren. Die Politik kann Glück nicht garantieren oder „von oben“ verordnen,

wohl aber durch geeignete Rahmenbedingungen dafür sorgen, dass das Wohlergehen seiner Bürger/innen nachhaltig verbessert und damit das Glück in einer Gesellschaft insgesamt gesteigert wird.

Die vorliegende Publikation versammelt zentrale Gedanken und Thesen zum Thema, ohne allerdings alle Beiträge der Veranstaltungsreihe vollständig zu dokumentieren. Die Diskussionen wurden inhaltlich-analytisch aufgearbeitet und auf die jeweilige Thematik zugesplitzt; darüber hinaus sorgen ergänzte „Info-Kästen“ für vertiefende Informationen zu wesentlichen Aspekten.

Am Schluss steht die unabgeschlossene Auflistung „Was macht Menschen glücklich?“, in der Aussagen der Diskussionsteilnehmer/innen zu ihren persönlichen Glücksmomenten versammelt sind. Die genannten Aspekte zeigen deutlich, dass die diskutierten Themen nur einen kleinen Ausschnitt darstellen und Glück immer auch etwas höchst Subjektives ist: Das individuelle Wohlbefinden ist nicht nur von „objektiven Faktoren“, sondern auch stark von persönlichen Werten und der inneren Haltung abhängig.

Wir danken allen, die mit ihrer Expertise und ihrem Engagement, ihren Fragen, Anregungen und manchmal auch ungewöhnlichen Sichtweisen die Diskussionen so reichhaltig und anregend werden ließen. Mit dieser Publikation hoffen wir, die dabei gewonnenen Erkenntnisse weiter zu tragen und einen Beitrag zur aktuellen Debatte zu leisten, wie das individuelle und gesellschaftliche Glück in Zukunft befördert werden kann.

*Franziska Richter*  
Referentin des Projekts  
„Gesellschaftliche Integration“  
Friedrich-Ebert-Stiftung

*Dr. Angela Borgwardt*  
Wissenschaftliche Publizistin



## I Glück und Wohlstand

### Juli Zeh: „Das Prinzip Gregor“

Früher gab es Gregor. Auf die Frage, was er an seinem Studium der Betriebswirtschaft gut finde, pflegte er zu antworten: Ich will eine goldene Kreditkarte mit meinem Namen darauf und einen Porsche 911 mit einer blonden Frau auf dem Beifahrersitz.

Das Prinzip Gregor war in der kleinen Universitätsstadt stark verbreitet. Seine Anhänger waren notorisch gut gekleidet und schon vor Markttauglichkeit des ersten Mobiltelefons in der Lage, jedes Kaffeehaus in das Büro einer Unternehmensberatung zu verwandeln, indem sie sich einfach nur hinsetzten. Es war nicht schwierig, Gregor unerträglich zu finden. Ein materialistischer Mensch in einer materialistischen Welt, ohne Begeisterung, ohne Ideen und Werte. Wenigstens machte er kein Hehl aus seinem umfassenden Desinteresse gegenüber Dingen, deren monetärer Gegenwert im Unklaren liegt.

Zum Prinzip Gregor gehörte auch Füsser. Er war die andere Seite, ohne die keine Medaille existieren kann. Füsser wusste nicht, ob er sein Philosophiestudium der Wissenschaft zuliebe in Tübingen beginnen sollte oder wegen des Biers in Köln. Seine Bücher bewahrte er in Haufen auf dem Boden auf, weil er in Regalen nichts wiederfand. Füssers Freunde waren zu dick oder zu dünn und mochten Geld, wenn es in einen Zigarettenautomaten passte. Das geisteswissenschaftliche Studium betrachteten sie als perfekte Vorberei-

tung auf die Arbeitslosigkeit. Man lernte von Anfang an, mit freier Zeiteinteilung, innerer Leere und sozialer Degradierung zurechtzukommen.

Gregor und Füsser begegneten sich nie, weil der eine aufstand, wenn der andere zu Bett ging; die Natur hatte ihnen unterschiedliche Lebensräume geschaffen. Trotzdem ähnelten sie sich wie die entgegengesetzten Enden einer Fahnenstange. Beide begeherten auf unterschiedliche Weise dieselbe Sache: Gregor die Anwesenheit, Füsser die Abwesenheit von möglichst viel Geld.

Nina und Nele waren mit beiden befreundet. Sie studierten Jura, weil man damit »alles Mögliche« machen kann, und Geld war ihnen egal, solange die Rotweinbestände gut gefüllt und Secondhandläden samstags bis sechzehn Uhr geöffnet waren. Aus purem Interesse lernten Nina und Nele drei Sprachen, belegten Doppel-, Zweit- und Aufbaustudiengänge, absolvierten Praktika in den globalen Machtzentren der Welt und sprachen auf Partys über die Osterweiterung der EU. Meisterhaft täuschten sie sich selbst und ihre Eltern darüber hinweg, dass die Paradeausbildung nicht auf eine Berufswahl hinauslief.

Nina und Nele fanden Gregor und Füsser rührend: Angehörige einer Gattung, die noch nicht weiß, dass sie vom Aussterben bedroht ist. Sie selbst nämlich waren Prophetinnen eines neuen Zeitalters. Sie konnten mit oder ohne viel Geld leben, weil sie sich selbst und ihre Umgebung über andere Dinge definierten. Ihre Lieblingssätze lauteten: Geld macht nicht glücklich. Zweitens: Glück macht nicht satt. Drittens: Denkt an unsere Worte.

Ein paar Dinge hatten sie alle gemeinsam. Sie sollten es im Leben besser haben als ihre Eltern und wurden gleichzeitig wegen Anspruchsdenken und Wohlstandskindertum verunglimpft. Sie waren hochintelligent, überdurchschnittlich begabt, körperlich bei Kräften, kurz: Musterbeispiele künftiger Leistungsträger, Hoffnungsschimmer einer gerade wiedervereinigten Republik. Orientierungslosigkeit hatte man ihnen schon nachgesagt, bevor sie auf die Welt kamen.

Oft markiert ein unscheinbares Ereignis die Sollbruchstelle im System. Die Jahrtausendwende war schon vorbei, und Gregor, Füsser, Nina und Nele hatten sich in alle Winde zerstreut, als der Reissack umfiel. Nicht in China, sondern auf einer der Gartenpartys, von denen die Elterngeneration nicht genug bekommt, seit die Kinder aus dem Haus sind.

Auf einem dieser Feste im Sommer 2002 stellte sich durch Zufall heraus, dass erstens der gesamte mitgebrachte Wein und Sekt von Aldi stammte und zweitens alle Anwesenden inklusive der Gastgeberin dies längst an den Etiketten erkannt hatten. Plötzlich erzählten die Mütter von Gregor, Füsser, Nina und Nele einander, wie sie drei Jahrzehnte lang beim Aldi-Einkauf hinter dem Gebäude geparkt, die Einkäufe in mitgebrachte Edeka-Tüten verpackt und für den Fall, dass ihnen ein Bekannter begegnete, den immer gleichen Satz bereitgehalten hatten: Aldi füllt teure Markenprodukte in billige Verpackungen – da wäre es doch idiotisch, mehr Geld auszugeben.

Die Erleichterung war groß, das ausbrechende Gelächter laut und lang. Es läutete eine Zeitenwende ein.

Zwei, drei Jahre später rief Gregor bei mir an. Er hatte meinen Namen im Internet gefunden und wollte erzählen, was er so macht. Nach seinen beiden Prädikatsexamen war er in die Hauptstadt gezogen und arbeitete bei *Whoever & Whoever Incorporated*.

»Wie schön!«, rief ich und freute mich ehrlich für ihn, »wie geht's dem Porsche?«

»Weiß nicht«, sagte Gregor langsam, »plötzlich wollte ich doch keinen haben.«

Außerdem überlegte er, zum Jahresende zu kündigen. Und schwieg. Auch mir fiel nichts mehr ein. Als ich das Gespräch beendete, klang mir etwas in den Ohren. Es war das Echo eines langen Gelächters.

Kaum lag der Hörer auf der Gabel, nahm ich ihn wieder ab und begann eine Bestandsaufnahme. Ich rief Freunde an und deren Freunde, Bekannte und deren Bekannte, und stellte ihnen eine Frage: Braucht ihr Geld?

Die Ähnlichkeit der Antworten war verblüffend: Nö. Ein bisschen. Wenn ich was brauche, geh ich arbeiten. Nur für Unabhängigkeit, Freiheit und Selbstbestimmtheit. Alles Wichtige ist unkäuflich. Meine Egoprobleme löse ich beim Sport. Verzicht schafft Freiraum. Nur eine Befragte antwortete: Ich habe mir einen hohen Lebensstandard erarbeitet und will ihn behalten. Sie kommt aus Russland.

»Freunde«, rief ich in die unendlichen Weiten des Telephonnetzes, »wir befinden uns in einer Wirtschaftsrezession. Wie wäre es, wenn ihr euch zusammenreißt, jede Menge Geld verdient und es wieder unter die Leute bringt?«

Keine Antwort. Jemand gähnte, ein anderer lachte.

»Herzchen«, fragte Nina, »fährst du eigentlich immer noch diesen schicken, sechzehn Jahre alten VW Polo?«

Wieso, das ist ein super Auto, 250.000 km gelaufen und noch über ein Jahr TÜV.

Nach zwanzig Anrufen und einem Blick in den Spiegel wusste ich Bescheid. Wir sparen nicht, wir geben bloß kein Geld aus. Kreditkarten-Gregor ist die Galionsfigur einer sinkenden Handelsflotte. Die Besatzung hat sich ein Floß gebaut und treibt zu den Blockhütten an den Ufern einer Inselgruppe.

Was man weder mit autoritärer noch mit antiautoritärer Erziehung vermitteln kann, ist Existenzangst. Nach den Ergebnissen der Shell-Studie vom August dieses Jahres schaut die junge Generation trotz Börsenkrach, Pleitewelle, Massenarbeitslosigkeit und Terror optimistischer denn je in die Zukunft. Jeder in seine eigene, versteht sich. Nach wie vor fehlt es am ideellen Überbau – der wohlvertraute Werteverlust bleibt unausgebügelt. Trotzdem wäre der übliche Schluss auf frei flottierenden Egoismus und ich-bezogenes Meistbegünstigungsprinzip voreilig. Soziales Engagement ist den Befragten wichtig, viel wichtiger als politisches. Überschüssiges Geld würden sie lieber an eine private Hilfsorganisation abtreten als ans Finanzamt. Als »Gewinner« bezeichnet die Studie das Lager der »pragmatischen Idealisten«, während die »robusten Materialisten« auf der Verliererseite stehen. Nicht umgekehrt? Nein, so rum. Freundschaften, Liebe, Unabhängigkeit und Freizeit

stehen als Ein-Mann-Werte hoch im Kurs. Und kosten nichts. Die junge Generation, als Vorbote einer künftigen Gesellschaft gern mikroskopiert, wendet sich entgegen der Prognosen nicht einem immer oberflächlicheren, konsumorientierten und sinnentleerten Dasein zu.

Das müsste all jene freuen, die in der Konsumversessenheit den ewig bevorstehenden Untergang des Abendlandes heraufdämmern sahen. Weniger froh wird sein, wer Konsum als notwendige Voraussetzung der Marktwirtschaft begreift. Das Nachkriegsmotto »Wer essen will, muss auch arbeiten« hat schon seit längerem an Durchschlagkraft verloren. Nun gerät auch ein zweites, ungeschriebenes Gesetz in Vergessenheit: Wer arbeiten will, muss auch essen. Und zwar etwas Teures. Oder anders: Ohne Konsumenten keine Investoren und keine Jobs.

Wie immer, wenn ich nicht weiterweiß, rufe ich meinen Freund F. an.

»F.«, sage ich, »seit ich dich kenne, schläfst du auf einer alten Matratze. Deine Kleider hängen auf einem fahrbaren Gestell, das Geschirr stapelst du auf der Fensterbank. Warum kaufst du nicht Bett, Schrank und Küchenregal?«

»Was!«, ruft F. entsetzt. »Modernität ist Mobilität, heutzutage braucht man Luftwurzeln. Eigentum verpflichtet, und zwar zum Möbelschleppen beim nächsten Umzug.«

Damit gebe ich mich nicht zufrieden. Wer viel verdient, kann sich ein Umzugsunternehmen leisten.

»Stimmt«, gibt F. zu. »Aber große Summen für nichts auszugeben, hat etwas Unappetitliches.«

Deshalb trinkt F. auch keinen Cappuccino bei Mitropa. Nicht aus Geldmangel. Sondern aus Prinzip.

»Geldausgeben«, sage ich, »war mal ein nettes Hobby. Ist es dermaßen in Verruf geraten, bloß weil ein paar Konsumextremisten es eine Weile übertrieben haben? Stellen wir jetzt eine neue Kollektion auf dem Laufsteg der Weltanschauungen vor: die Neo-Askese? Was ist mit dem Prinzip Gregor passiert?«

Wer viel fragt, wird von F. mit einer Theorie bestraft. Es ist ganz einfach: Unsere Gesellschaft fällt sukzessive vom Glauben ab. Der Tod Gottes liegt lang zurück, auch die Trauerzeit ist vorbei. Der sogenannten Politikverdrossenheit sehen wir mit schreckgeweiteten Augen entgegen, während sie längst eingetreten ist und uns schon überholt hat. Die Abkehr vom Wirtschaftlichen ist die letzte Stufe eines logischen Dreischritts: Nach der Emeritierung von Religion und Politik verlieren nun die Götzen des Kapitalismus an sinnstiftender Kraft. Wir glauben nicht mehr, dass Mars mobil macht, Edeka besser als Aldi ist und in tollen Autos tolle Typen sitzen. Abgesehen von global organisierter Globalisierungsgegnerschaft gibt es eine stille, private und gerade deshalb ernst zu nehmende Verweigerung. Sie speist sich aus der Erkenntnis, dass, wer kein Geld verbraucht, auch keines verdienen muss. Irgendwann muss schließlich zu Ende geführt werden, was die Aufklärung angezettelt hat. Sich mit Ersatzsystemen durchschlagen – das kann jeder.

Fliegen wir also demnächst aus dem letzten transzendentalen Obdachlosenheim? Wenn ja, werden wir vielleicht feststellen, dass das Wetter draußen wärmer und trockener ist als befürchtet. Im Grunde sind wir dabei, Uneigentliches durch das Eigentliche zu ersetzen. Genau wie Religion und Politik dient der Wirtschaftskreislauf den sich gegenseitig bedingenden Essentialien menschlichen Zusammenlebens: Regulierung und Kommunikation. Durch

das Verdienen und Ausgeben von Geld drückt der Einzelne seine Anerkennung oder Ablehnung bestimmter Produkte, Ideen und Entwicklungen aus und erfährt umgekehrt Wertschätzung oder Ablehnung seiner Person. Seit technische Mittel den Gedankenaustausch eines jeden mit jedem zu ermöglichen beginnen, wird Geld als Medium der Wertschätzung überflüssig. Inzwischen widmen Menschen Stunden um Stunden dem Erstellen einer Homepage oder dem Programmieren einer neuen Software, nicht um daran zu verdienen, sondern um zu hören, dass ihre Arbeit gut war und anderen weitergeholfen hat. Und bei eBay ist der beste Verkäufer nicht der mit den teuersten Produkten, sondern jener mit den meisten positiven Bewertungen.

»Stop«, unterbreche ich F., »erzähl mir nichts von der Einleitung des Postkapitalismus durch Internetkommunikation. Daran glaube ich, wenn die erste Open-Source-Bäckerei in meiner Nachbarschaft eröffnet hat.«

»Darum geht's nicht«, sagt F. »Die Kommunikationstechnologie ermöglicht es, ein grundlegendes menschliches Bedürfnis zu befriedigen. Wenn dieses Bedürfnis nicht mehr über ökonomisches Verhalten vermittelt werden muss, verliert der Konsum seine Kompensationsfunktion und die Wirtschaft damit eine Triebfeder.«

»F.«, sage ich, »willst du mir erklären, dass du keinen Kleiderschrank besitzt, weil du E-Mails schreiben kannst?«

Sobald meine Telefonrechnung die Mietzahlungen übersteige, werde ich ihn verstehen, sagt F. und legt auf.

Wer oder was auch immer dabei ist, das Prinzip Gregor zu verabschieden – die endgültige Suspendierung hätte jedenfalls ein Gutes. Arbeitszeitverkürzungen als Job-Sharing-Maßnahme werden wir mit Freude entgegennehmen. Der bevorstehenden Senkung

des Lebensstandards erwidern wir achselzuckend: Schon geschehen. Wir warten auf Nachricht, ob Gregor tatsächlich zum Jahresende bei *Whoever & Whoever Incorporated* kündigt. Danach werden wir uns Abend für Abend mit einem Lächeln auf den Lippen und einem recycelten Teebeutel in der Tasse auf unsere Strohmatten legen.

aus: Juli Zeh, *Alles auf dem Rasen. Kein Roman*  
© Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH,  
Frankfurt am Main 2006  
Abdruck mit freundlicher Genehmigung



## Diskussion

mit:

### **Juli Zeh**

Juristin und Schriftstellerin

### **Prof. Dr. Dr. Sabine Meck**

SMI Steinbeis-Hochschule Berlin,  
Lehrstuhl für Finanzpsychologie und  
Finanzethik

### **Prof. Dr. Karlheinz Ruckriegel**

Georg-Simon-Ohm-Hochschule Nürnberg,  
Fachbereich Betriebswirtschaft

Moderation: **Petra Pinzler**, Die Zeit

Dr. Angela Borgwardt

## „Glück“ und „Wohlstand“

Definitionen und Messmethoden

### Glück als subjektives Wohlbefinden

Im allgemeinen Sprachgebrauch wird mit „Glück“ die Erfüllung menschlichen Wüschens und Strebens bezeichnet. Doch darüber hinaus besteht keine Einigkeit, was unter Glück zu verstehen ist. Es gibt unzählige Definitionen von „Glück“ und entsprechend ist der Begriff durch eine große Bedeutungsvielfalt gekennzeichnet.

*Es gibt unzählige Definitionen von »Glück«.*



Welchen Bedeutungswandel der Begriff in der Geschichte erfahren hat, skizzierte Prof. Sabine Meck: Die Wurzeln des deutschen Wortes „Glück“ liegen im Mittelalter (mittelalterlich „gelücke“ bedeutet so viel wie ein guter bzw. günstiger Ausgang eines Ereignisses). Das Wort selbst tauchte erstmals in den Ritterromanen der höfischen Literatur auf. Damals war Glück noch klar an den Zufall gebunden: Hatte man zum Beispiel bei Kriegshandlungen oder in der Liebe Glück, bedeutete das, durch einen (glücklichen) Zufall begünstigt zu sein. Von dort aus nahm das „gelücke“ seinen Weg in das Volk, verbreitet durch Minnesänger und Erzähler. Daneben existierten zudem theologische Seligkeitsvorstellungen, ausgedrückt in dem Begriff „beatitudo“. Als Erbe aus der Antike waltete in den Glücksvorstellungen des mittelalterlichen Menschen die

wankelmütige Fortuna, meist dargestellt mit einem Glücksrad. Mit der Reformation und später dann der Aufklärung wurde der Einfluss der Religion und damit auch die Idee, alles Glück hänge vom Göttlichen ab, zurückgedrängt, so Meck. In der Aussage „Jeder ist seines Glückes Schmied“ manifestierte sich die neue Vorstellung, dass der Mensch selbst eine Verantwortung für sein Glückseligkeit trägt.

In der Gegenwart gibt es nun zahlreiche Begriffe, die das Glückseligkeit beschreiben sollen. So unterscheiden wir das subjektive Wohlbefinden, das sich auch in der Gesundheitsdefinition der WHO niederschlägt; das objektive Wohlbefinden, das Lebensstandardfaktoren umfasst; die allgemeine Lebenszufriedenheit, die den Status positiven Lebensgefühls über die ganze Lebenszeit betrachtet, die Zufriedenheit mit speziellen Lebensbereichen; Freude als emotionaler, kurzfristiger Ausdruck und eben Glück und Glückseligkeit.

Karlheinz Pöckriegel



Auch Prof. Karlheinz Ruckriegel betonte die Bedeutung einer klaren definitorischen Unterscheidung zwischen „Zufallsglück“ und „Wohlfühlglück“. Das Wohlfühlglück, das mit subjektivem Wohlbefinden einhergeht, habe zwei Ausprägungen: zum einen das emotionale Wohlbefinden, das sich in momentanen Stimmungslagen über positive und negative Gefühle ausdrückt –, zum anderen das *kognitive Wohlbefinden*, das die allgemeine Zufriedenheit mit dem eigenen Leben bezeichnet. Die empirische Glücksforschung beschäftigt sich vor allem mit diesem kognitiven Wohlbefinden, um Aufschluss über die längerfristige Lebenszufriedenheit der Menschen zu gewinnen.

### **Innere und äußere Bedingungen von Glück**

Um glücklich zu sein, braucht es nach Meck zunächst eine bestimmte innere Einstellung: „Ich glaube, das ist das erste Prinzip von Glück: Dass wir bei uns innen anfangen. Eine Bedingung für Glück ist die innere Ruhe. Sie kann Zufriedenheit schaffen und in Gelassenheit gegenüber den Dingen und den Menschen münden.“ Aber auch äußere Umstände könnten das Glück erleichtern, dazu gehörten vor allem die Vorteile eines freiheitlich und demokratisch verfassten Gemeinwesens: „Glück geht immer auch mit Freizügigkeit einher, mit Autonomie, mit Freiheit, mit der Möglichkeit, am sozialen Leben teilzunehmen.“ Ein sehr wichtiger Glücksfaktor sei auch Bildung, die nicht nur geistige Bildung, sondern auch Herzens- und Seelenbildung umfasse. Zudem hätten Menschen, die gut über sich selbst reflektieren und intensiv kommunizieren können, bessere Chancen, glücklich zu sein als solche Menschen, die über diese Fähigkeiten nicht verfügen.



*»Glück geht immer auch mit Freizügigkeit einher,  
mit Autonomie, mit Freiheit, mit der Möglichkeit,  
am sozialen Leben teilzunehmen.«*

Ruckriegel machte darauf aufmerksam, dass der soziale Vergleich fatale Folgen auf das subjektive Glücksempfinden haben kann. Psychologische Studien hätten ergeben, dass Menschen unglücklich werden, wenn sie sich immer daran messen, was andere haben oder können. Am destruktivsten sei es, sich ständig mit Leuten zu vergleichen, die man nie erreichen kann: „Das ist der beste Weg, um unglücklich zu werden.“

## **Glücksforschung und Wohlstandsmessung**

Meck verwies darauf, dass viele Erkenntnisse der neueren Glücksforschung auf älteren philosophischen und religiösen Ansätzen basieren, zum Beispiel auf Reflexionen des antiken Denkers Aristoteles über das Glück der Menschen. Wichtige, nach wie vor gültige



Aussagen über die Zufriedenheit im Arbeitsleben fänden sich zum Beispiel auch schon in den Forschungen des australischen Soziologen Elton Mayo in den 1930er-Jahren in Amerika, aus denen sich die moderne Human-Relations-Forschung entwickelt hat. Die neuere Glücksforschung zeichne sich vor allem durch ein empirisches Herangehen aus und weise eine große Vielzahl an Einzeluntersuchungen auf: Der Soziologieprofessor Ruut Veenhoven an der Universität Rotterdam hat in seiner Glücksdatenbank „World Database of Happiness“ etwa 15 000 empirische Studien zum Thema „Glück“ aufgelistet. Diese Zersplitterung des Forschungsfeldes sei nicht unproblematisch, da dadurch die Gefahr bestehe, dass das Gesamtbild aus dem Blick gerate.

Ruckriegel bestätigte, dass die aktuelle Glücksforschung nicht nur neue Erkenntnisse formuliert, sondern auch bekannte Postulate empirisch unterlegt. Doch zeigten sich teilweise sehr große, qualitative Unterschiede insbesondere zur Glücksphilosophie, zum Beispiel von Aristoteles. Der antike Denker habe zwar einen universalen Glücksbegriff geprägt, diesen jedoch nur auf bestimmte, privilegierte Bevölkerungsgruppen bezogen, also etwa die Sklaven nicht berücksichtigt. Zudem sei das Thema „Glück“ zwar über Jahrhunderte in der Philosophie theoretisch behandelt worden, ohne jedoch für die „Normalbürger“ eine große Rolle zu spielen: Erst in den 1960er- und 1970er-Jahren wurden von Psychologen und Soziologen erste Umfragen zur Zufriedenheit in der gesamten Bevölkerung durchgeführt und auch mit ökonomischen Fragen verknüpft. In Deutschland führt das in den 1980er-Jahren gegründete Sozio-ökonomische Panel (SOEP) regelmäßig Umfragen zur Zufriedenheit bzw. zum Wohlbefinden in der Bevölkerung durch. Mittlerweile liegt umfangreiches Datenmaterial vor, weil jährlich 11 000 Haushalte umfassend befragt werden.

## Glücksforschung (Happiness Research)

Im Unterschied zur philosophischen Frage nach einer Theorie des Glücks untersucht die empirische Glücksforschung, wie und unter welchen Bedingungen Menschen glücklich sind. Im Mittelpunkt steht die Frage, wann sich Menschen als glücklich bezeichnen bzw. welche Bedingungen in welchem Ausmaß zum individuellen Wohlbefinden beitragen.

Die empirische Glücksforschung vereint zahlreiche wissenschaftliche Disziplinen, vor allem Psychologie, Neurobiologie, Sozialwissenschaften und Ökonomie. Die häufigste Methode ist die Befragung, in der das „subjektive Wohlbefinden“ der Menschen über systematische Fragestellungen kategorisiert wird.

Untersuchungsfragen sind zum Beispiel: Wie glücklich empfinden sich die verschiedenen Mitglieder einer Gesellschaft? Wie verhält sich das Glücksempfinden statistisch zu Einflussfaktoren wie Einkommen, Geschlecht, Bildungsstatus oder Generationszugehörigkeit? Wie unterschiedlich glücklich sind die Menschen im Vergleich der verschiedenen Nationen?



*Eine zentrale Frage der Glücksforschung ist, von welchen Einflussgrößen das Glück abhängt und wie diese Faktoren genauer definiert und gemessen werden können.*

Eine zentrale Frage der Glücksforschung ist, von welchen Einflussgrößen das Glück abhängt und wie diese Faktoren genauer definiert und gemessen werden können.

Bestimmungsfaktoren des Glücks:

- Gene und Persönlichkeitsfaktoren
- sozio-demografische Faktoren (Alter, Geschlecht, Familienstand, Ausbildung, Konfession, soziale Herkunft etc.)
- wirtschaftliche Faktoren (Einkommen, Arbeitslosigkeit etc.)
- Kontext- und Situationsfaktoren (Art der beruflichen Tätigkeit, Medienkonsum etc.)
- Kultur und Religion
- politische Einflussfaktoren (Leben unter demokratischen/ diktatorischen Bedingungen)

Nach den Ergebnissen der Glücksforschung haben folgende Bereiche den größten Einfluss auf das individuelle Wohlbefinden: Arbeitsmarkt, materieller Lebensstandard, Familie und Freunde, Freizeit und Gesundheit. Zu den wichtigsten Glücksfaktoren gehören funktionierende soziale Beziehungen, gute Gesundheit, Selbstbestimmung und individuelle Gestaltungsmöglichkeiten.

Quelle:

Bruno S. Frey/Claudia Frey Marti: Glück – Die Sicht der Ökonomie.  
Zürich/Chur 2010.

## **Weltrangliste des Glücks 2006**

(Studie an der University of Leicester, GB)

Die zwanzig ersten Länder:

- 1 – Dänemark
- 2 – Schweiz
- 3 – Österreich
- 4 – Island
- 5 – Bahamas
- 6 – Finnland
- 7 – Schweden
- 8 – Bhutan
- 9 – Brunei Darussalam
- 10 – Kanada
- 11 – Irland
- 12 – Luxemburg
- 13 – Costa Rica
- 14 – Malta
- 15 – Niederlande
- 16 – Antigua & Barbuda
- 17 – Malaysia
- 18 – Neuseeland
- 19 – Norwegen
- 20 – Seychellen

**Bemerkenswerte Ergebnisse:**

- 23 – USA
- 35 – Deutschland
- 41 – Großbritannien
- 62 – Frankreich
- 82 – China
- 90 – Japan
- 125 – Indien
- 167 – Russland

**Die letzten drei Länder:**

- 176 – Demokratische Republik Kongo
- 177 – Simbabwe
- 178 – Burundi

Der Rangliste liegen die Ergebnisse einer Studie zugrunde, die 2006 an der University of Leicester durchgeführt wurde. Eine Forschergruppe um den britischen Sozialpsychologen Adrian G. White wertete mehr als 100 Einzelstudien aus (u. a. der WHO, des UNO-Kinderhilfswerks), bei denen weltweit 80 000 Menschen nach ihrer subjektiven Zufriedenheit befragt worden waren und erstellte dann eine „Weltkarte des Glücks“. Untersucht wurde das Glück – im Sinne von Lebenszufriedenheit – in 178 Nationen. Berücksichtigt wurden Kriterien wie die Qualität des Gesundheits- und Bildungssystems sowie Wohlstand. Es zeigte sich, dass Glück am engsten mit Gesundheit assoziiert ist, gefolgt von Wohlstand und Bildung.

Quelle: Adrian G. White: Satisfaction with Life Index, University of Leicester, <http://www2.le.ac.uk/ebulletin/news/press-releases/2000-2009/2006/07/nparticle.2006-07-28.2448323827?searchterm=happiness> [30.09.2010].

Anfang der 1990er-Jahre hat die Bedeutung der empirischen Glücksforschung dann weiter zugenommen, so Ruckriegel, und mittlerweile ist sie vor allem in der Ökonomie zu einem Megathema geworden.



*Glück ist am engsten mit Gesundheit assoziiert,  
gefolgt von Wohlstand und Bildung.*

Neben Umfragen und Studien, die sich mit dem Ausmaß und der Verteilung des Glücks innerhalb einer Gesellschaft befassen, liegen inzwischen zahlreiche international vergleichende Untersuchungen vor, die den Zusammenhang von Wohlstand und Glück beleuchten.

Große öffentliche Aufmerksamkeit erregte 1998 eine weltweite Erhebung zum Glück verschiedener Nationen an der London School of Economics. Aus deren Rangliste der Einzelstaaten gemäß des Glücksempfindens der Bevölkerung ging hervor, dass nicht etwa die Bewohner westlicher Industriestaaten mit hohem Pro-Kopf-Einkommen zu den glücklichsten Menschen auf der Erde gehörten, sondern jene aus Staaten ohne fortgeschrittene Industrialisierung und mit geringem Wohlstand: Die zufriedensten Menschen lebten demnach in Bangladesch, Aserbaidshan, Nigeria, Indien und auf den Philippinen, während entwickelte Industrieländer weiter hinten lagen, wie zum Beispiel Frankreich (Platz 37), Deutschland (Platz 42), die USA (Platz 46). Allerdings sind Glücksvergleiche dieser Art mit methodischen Problemen behaftet, da das persönliche Glücksempfinden durch zahlreiche Faktoren beeinflusst wird und stark von der individuellen Wahrnehmung

und der jeweiligen Kultur abhängt. Untersuchungen mit anderem Forschungsdesign kamen daher auch zu deutlich anderen Ergebnissen.

Meck appellierte daher, internationalen Rankings mit Vorsicht zu begegnen. Bei solchen Listen werde häufig der kulturelle und gesellschaftliche Kontext vernachlässigt. Grundsätzlich solle man mit solchen Zahlen kritisch umgehen und nicht einfach daraus ableiten, dass die Menschen im armen Bangladesh glücklicher sind als im reichen Deutschland.



## Glück in Deutschland

### Macht Wohlstand glücklich?

Wie hat sich die Lebenszufriedenheit in den letzten Jahrzehnten entwickelt? Weltweit durchgeführte Umfragen zur Zufriedenheit der Bevölkerung haben gezeigt, dass in Deutschland – wie in vielen westlichen Industrieländern – trotz starken Wirtschaftswachstums und gestiegenem Pro-Kopf-Einkommen die persönliche Lebenszufriedenheit („kognitives Wohlbefinden“) seit den 1960er-Jahren kaum angestiegen ist.

*Wachsender materieller Wohlstand führt nicht  
unbedingt zu mehr Zufriedenheit.*



Wachsender materieller Wohlstand führt also nicht unbedingt zu mehr Zufriedenheit, so das Ergebnis zahlreicher Studien. Der Grund liegt nach Ruckriegel darin, dass ab einem gewissen Wohlstandsniveau ein „Sättigungsprinzip“ einsetzt: „Man hat mehr, man passt sich an, man gewöhnt sich daran. Mehr ist dann genauso viel wie weniger.“ Schon ab einem moderaten Einkommen – in Deutschland etwa 30 000 Euro – sei ein Niveau erreicht, das zur Deckung der materiellen Grundbedürfnisse ausreicht. Mehr Einkommen macht dann nicht automatisch zufriedener. Die verbreitete Vermutung, dass wir für unser Glück immer mehr wirtschaftlichen Wohlstand brauchen, wird von der empirischen Glücksforschung somit eindeutig verneint, so Ruckriegel: Die finanziellen Mittel zur Befriedigung der materiellen Grundbedürf-

nisse müssen zwar gesichert sein, aber darüber hinaus bringe mehr Wohlstand nicht zwingend mehr Glück bzw. Lebenszufriedenheit.

Von besonderem Interesse ist diese Erkenntnis, weil das individuelle Wohlbefinden weniger vom Wirtschaftswachstum abhängig ist als oft angenommen wird. Vielmehr gewöhnen sich die meisten Menschen relativ schnell an materielle Verbesserungen, wie zum Beispiel an ein neues Auto oder eine neue Wohnung. Schon nach kurzer Zeit streben sie dann wieder nach einer weiteren Verbesserung.

Doch warum hat sich die Erkenntnis, dass mehr Wohlstand nicht mehr Zufriedenheit bringt, bisher nicht nachhaltig durchgesetzt – weder bei den Menschen selbst noch in ökonomischen und gesellschaftspolitischen Debatten?

### **Das Prinzip des „Immer-Mehr“**

In einer Gesellschaft, die stark auf wirtschaftliches Wachstum und Konsumorientierung ausgerichtet ist, entwickelt sich bei den Individuen eine Eigendynamik, die Meck erläuterte: Man verspricht sich mehr Glück durch stetige, kurzfristige Bedürfnisbefriedigung, doch mit jedem „Erfolg“ wird es zunehmend schwieriger, das Erreichte weiter zu steigern. Die Reize müssen immer größer werden, sodass ein „Jagen nach Immer-Mehr“ einsetzt, ohne dass man langfristig mehr Zufriedenheit daraus ziehen kann. Damit begibt sich der Einzelne auf eine schier unendliche Suche nach dem Glück – die für Meck letztlich nichts anderes ist als eine Suche nach dem Sinn.



Die Stabilität dieses Denkmodells findet Juli Zeh wenig verwunderlich, da das Grundprinzip des Kapitalismus auf dem Wettbewerb nach „Immer-Mehr“ basiert: „Der Einzelne muss eigentlich immer danach streben, das gesamtwirtschaftliche Wachstum auch in seinem persönlichen Bereich nachzuvollziehen, indem auch er wächst in dem, was er hat, was er ist, wobei das Sein dann eben sehr stark durch das Haben definiert ist.“ Auf diese Weise entstehe ein „Wachstumsteufelkreis“, der eben keine Sättigungsgrenze habe, wie Ruckriegel meinte. Sobald das beschriebene Phänomen einsetzt – man hat immer mehr, gewöhnt sich aber daran – würden die Menschen glauben, das Glück könne nur durch weitere, fast technische Maßnahmen erreicht werden: „Sie meinen, sie bräuchten nur das richtige Auto, die richtigen Klamotten, sie müssten das Richtige essen, den richtigen Sport machen, die richtigen Freunde haben usw. – und wenn all das erfüllt ist, wären sie eines Tages glücklich.“ Natürlich funktioniert das in der Realität nicht, doch der Glaube an dieses Prinzip sei sehr stark, zumal er durch Medien und Werbung befeuert wird. Diese „Pseudoglücks-

maschinerie“ habe wirklich etwas „Teuflisches“ für den Einzelnen, der schließlich von diesem Gedanken des „Immer-Mehr“ psychologisch abhängig werde, „fast wie ein Junkie“. Deshalb ist es nach Ansicht von Juli Zeh auch ein Ausdruck von Freiheit, bewusst den Entschluss zu fassen, materielle Bedürfnisse erst gar nicht in einem Übermaß zu entwickeln.



*»Ich beschränke mich auf das Wenige und habe dadurch eine größere Unabhängigkeit.«*

### **Mehr Glück durch Beschränkung?**

In ihrem Text „Das Prinzip Gregor“ beschreibt Zeh sowohl Personen, die dieses Wachstumsdenken verinnerlicht haben, als auch Personen, die sich der Dynamik dieses „Zwangssystems“ zu entziehen versuchen. Die bewusste Entscheidung, von wenig Geld zu leben, hat nach Ansicht der Autorin im kapitalistischen Wirtschaftssystem etwas Subversives. Man beziehe seine Identität gerade daraus zu sagen: „Ich spiele dieses Spiel nicht mit. Ich beschränke mich auf das Wenige und habe dadurch eine größere Unabhängigkeit.“ Diese Haltung kehre den Grundgedanken des Wachstums und des „Immer-Mehr“ in sein Gegenteil um. Man verdiene dann genau so viel, wie man gerade brauche und beschließe, damit zufrieden zu sein.

Zeh erläuterte die Vorstellung von Unabhängigkeit, die diesem Lebenskonzept zugrunde liegt. Häufig werde Glück mit Freiheit assoziiert und Freiheit wiederum mit Unabhängigkeit gleichgesetzt. Lange Zeit sei man ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass Geld unabhängig mache. Mit diesem Gedanken sei ihre Ge-

neration erzogen worden, ganz besonders Frauen, die eigenes Geld verdienen sollten, um ihre Unabhängigkeit zu sichern. Das sei ja nicht falsch, doch offensichtlich steige die Unabhängigkeit nicht parallel mit einem höheren Einkommen. Die Idee, sich eben nicht an „immer mehr Geldverdienen“ zu orientieren, könne dann gerade unabhängig machen.

Die Minibiografien in ihrem Text hat Zeh nicht erfunden, sondern als Ergebnis einer kleinen Umfrage im Kreis ihrer Freunde herauskristallisiert, die damals überwiegend Berufseinsteiger/innen nach dem Studium waren. Deshalb handelt es sich natürlich um eine subjektive Sicht, doch die dort beschriebene Vorstellung, dass gerade über Verzicht neue Freiräume entstehen können, kann Zeh durchaus als Gegenteil in der gegenwärtigen Gesellschaft erkennen.

Meck bezweifelte, dass die im Text beschriebene Haltung typisch für eine neue Tendenz in der Gesellschaft ist. Selbstbeschränkung und Bescheidenheit seien ganz alte Tugenden. Nachdem man in der Wirtschaft so etwas wie einen Absturz des „Hochstapler-Kapitalismus“ erlebt habe, gebe es natürlich auch Gegenbewegungen. Dann werde auch wieder der Ruf nach alten Tugenden laut, zum Beispiel nach Sparsamkeit. Eine von ihr durchgeführte Umfrage zur Einstellung gegenüber Geld mache deutlich, dass die Menschen ganz unterschiedlich auf die Finanz- und Wirtschaftskrise reagierten und dass der Typus des Sparsamen in der Gesellschaft genauso vertreten sei wie der Typus des Spekulanten. Sehr viele Menschen seien ernsthaft besorgt um ihre Ersparnisse und ihren gesicherten Lebensunterhalt. Die Idee, mit nur wenig Geld auszukommen, könne vielleicht eine Weile funktionieren, sei auf Dauer aber nicht so einfach umzusetzen.



Zeh entgegnete, dass sie nicht Sparsamkeit diagnostizieren wollte: Sparen setze ja voraus, dass man Geld verdiene, es aber nicht ausbe. Auch ginge es ihr nicht um Bescheidenheit aus einer tugendhaften Selbstbetrachtung heraus. Vielmehr habe sie ein anderes gesellschaftliches Phänomen beschreiben wollen: Man trifft eine bewusste Entscheidung, sich auf das Wenige zu beschränken, was als weiterer Schritt in einem Prozess der Individualisierung und Abgrenzung von der Gesellschaft interpretiert werden kann.

### **Bedeutung von Arbeit und Einkommen**

In Zehs Essay stellt die namensgebende Figur Gregor sein bisheriges Lebenskonzept aus Karrieredenken und Verdienststreben zunehmend in Frage. Seine Haltung wird zu einer Kritik an einem Denken, das sich primär an beruflichen und materiellen Erfolgen orientiert und nach Auffassung von Zeh lange Zeit vorherrschend war.

Meck hält hingegen aufgrund ihrer Untersuchungen Karriere und Geldverdienen keineswegs für die in der Bevölkerung dominierende Arbeitsmotivation. In einer Studie in den 1980er-Jahren hatte sie 6 000 Angestellte in Großunternehmen zu ihrer Arbeitseinstellung befragt. Dabei habe sich ein differenziertes Bild ergeben.

*Arbeit bietet für viele Menschen sinnstiftende Funktionen.*



Eine wichtige Rolle spielten zum Beispiel auch die persönliche Befriedigung durch eine als sinnvoll empfundene Tätigkeit, Verbundenheitsgefühle zum Unternehmen, aber auch die pragmatische Sicht der Einkommenssicherung. Insgesamt habe sich gezeigt, dass die Arbeit für viele Menschen sinnstiftende Funktionen bietet. Schwarzweißmalereien seien daher wenig hilfreich: Neben dem Wunsch, nur Karriere zu machen und immer mehr Geld verdienen zu wollen, gebe es zahlreiche andere Motivationen.

## **Rolle des politischen Systems: Diktatur – Demokratie**

Wie wirkt sich das politische System auf die Lebenszufriedenheit aus? Das Leben in einer Demokratie sei grundsätzlich glücksförderlicher als das Leben in einer Diktatur, meinte Meck, die auch wissenschaftliche Studien über die DDR durchgeführt hat: „Es war sehr schwierig, in der DDR wirklich langfristig glücklich zu sein aufgrund der Unfreiheit und aufgrund der Tatsache, dass es eine Mangelgesellschaft war. Das hat den Lebensalltag sehr erschwert. Aber es gab Nischen, zum Beispiel die Familie oder auch die Gartenlauben, wo man versucht hat, sein persönliches Glück zu finden.“ Das bedeute allerdings nicht, dass Menschen in Diktaturen grundsätzlich nicht glücklich sein können. In verschiede-

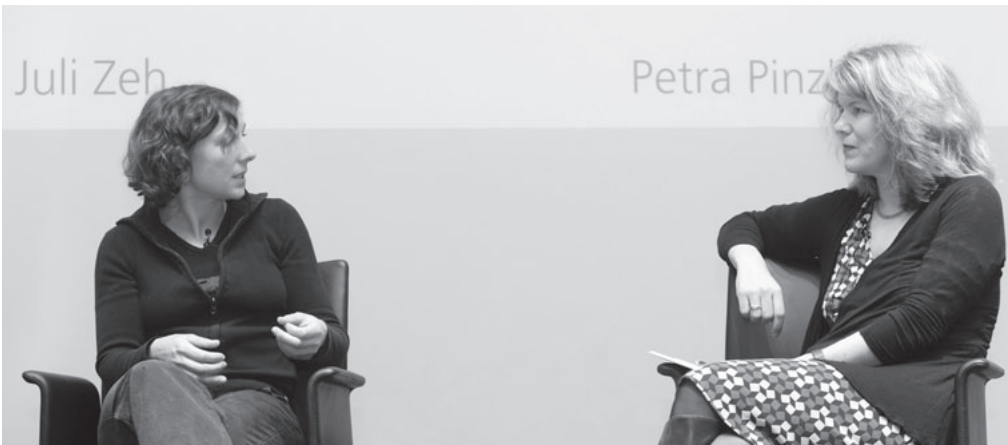
nen Studien hätten Menschen von Glück selbst unter schwierigsten Lebenssituationen berichtet. Deshalb sei sie auch davon überzeugt, dass ein Mensch überall – wenn er die inneren Voraussetzungen mitbringt und den Wunsch dazu hat – glücklich sein kann.

Zeh zeigte sich skeptisch gegenüber der Vorstellung, dass die Menschen in Demokratien grundsätzlich glücklicher seien als in Diktaturen. Die Grundannahmen der Glücksforschung erweckten bei ihr den Eindruck, dass hier mit einem normativen Glücksbegriff gearbeitet werde: Demnach mache alles glücklich, was man in Westeuropa gut findet, wie Demokratie und die damit verbundene Form von politischer Freiheit, aber auch Bildung. Im Umkehrschluss müssten dumme oder ungebildete Menschen unglücklicher sein als kluge und gebildete, was aber ihren Erfahrungen überhaupt nicht entspreche: Der Bildungsgrad habe nichts mit dem Maß der persönlichen Zufriedenheit zu tun. Zeh bezweifelt auch, dass die Menschen in der DDR nur in Nischen glücklich sein konnten, weil das ganze System angeblich eine „Unglücksmaschine“ gewesen sei: „Das sind sehr normative Betrachtungen, die voraussetzen, dass man Glück schon als etwas definiert hat, was wir wollen, aber nicht als etwas, was wir empfinden.“

Sie selbst sei zwar auch mit diesen normativen Vorstellungen aufgewachsen und habe lange Zeit geglaubt, dass man nur in einer Demokratie, in Freiheit und im Wohlstand glücklich sein könne. Deshalb sei sie auf ihren Reisen auch zunächst extrem überrascht gewesen, dass in anderen Ländern viele Menschen trotz Armut eine „glückliche Aura“ hatten – das persönliche Glück sei deutlich spürbar gewesen: „Ich kam mir selber sehr steif und unglücklich vor und kam aus einem der reichsten Länder der Welt. Ich musste

dort erst einmal beigebracht bekommen, wie man eigentlich fröhlich ist. Da kann man geschockt sein und seine eigenen Ideen in Frage stellen.“

Solche Erfahrungen hätten sie dazu veranlasst, dieser Frage intensiver nachzugehen, was zu einer Art „privater Theorie über ein glückliches Leben“ geführt habe. Auch in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld in einer relativ armen Region Brandenburgs könne sie beobachten, wie Menschen auf materiellen Mangel reagieren: Sie fingen automatisch an, sich gegenseitig zu unterstützen und einander beizustehen, weil sie kein Vertrauen mehr hätten, dass der Staat sie auffangen wird. Der entscheidende Punkt sei: „Wenn man Geld vom Staat bekommt, macht das nicht glücklich, weil das eine Erniedrigung ist und in einem System unter entwürdigenden Umständen abläuft [...]. Es macht keinen Spaß, zur Behörde zu gehen und sich Hartz IV zu holen. Wenn aber ein Mensch, den man kennt, einem hilft und etwas gibt, dann macht das möglicherweise glücklich über die persönliche Beziehung, die im Moment entsteht.“





*»Wenn ein Mensch, den man kennt, einem hilft und etwas gibt, dann macht das möglicherweise glücklich über die persönliche Beziehung, die im Moment entsteht.«*

## **Sozialstaat – Verlust sozialer Bindungen**

Wenn ihre Beobachtungen stimmten, so Zeh, dann breche ein Jahrzehnte, wenn nicht sogar Jahrhunderte herrschendes Gedankengebäude zusammen. Man habe einen Zustand angestrebt, der nun erreicht ist: Die Gesellschaft sei ungeheuer weit fortgeschritten in Bezug auf Wohlstand, Freiheit des Einzelnen, Bildung. Wenn die Glückskurve trotzdem nicht parallel dazu steige, sondern vielleicht sogar sinke, müsse man auch die Grundannahmen dieses Modells auf den Prüfstand stellen.

Zehs Ausführungen erhielten den Beifall des Publikums, erregten aber auch Widerspruch. Es sei kaum vorstellbar, dass Menschen, die von Almosen anderer abhängig sind, glücklicher seien als Menschen, die Sozialleistungen beziehen. Zum einen sei Betteln sicherlich wesentlich erniedrigender als das Beantragen staatlicher Leistungen. Zum anderen bedeute es auch ein höheres Maß an persönlicher Freiheit und Sicherheit, wenn der Lebensunterhalt durch ein Anrecht auf staatliche Unterstützung garantiert wird, statt vom Wohlwollen im familiären oder sozialen Umfeld abhängig zu sein. Der moderne Sozialstaat stelle deshalb gegenüber früheren subsidiären Sozialstrukturen einen – auch glücksfördernden – Fortschritt dar.

Zeh verwies hingegen auf die Ergebnisse der Glücksforschung: Wenn sich trotz wachsenden Wohlstands und steigender staatlicher Sozialleistungen die Zufriedenheit der Bevölkerung nicht erhöht, dann müsse auch der Sozialstaat überdacht werden. Solche Widersprüche müssten genau wahrgenommen werden, um nach neuen Wegen zu suchen. Es wäre falsch, diese empirisch belegten Erkenntnisse zu verdrängen, weil man befürchtet, dadurch Grundprinzipien unserer Gesellschaft – wie zum Beispiel Sozialstaatlichkeit – in Frage zu stellen.

In den westlichen Gesellschaften sieht Zeh durch zunehmenden Individualismus den sozialen Zusammenhalt schwinden. In anderen Gesellschaften, etwa in Osteuropa oder Lateinamerika, könne sich der Einzelne auch in der Not stärker auf soziale Bindungen verlassen. In individualisierten Gesellschaften wie Deutschland habe hingegen die Neigung zur Unterstützung von Freunden, aber auch nächster Familienangehöriger deutlich abgenommen: Während früher die Elterngeneration üblicherweise ihre Kinder beim Start ins eigene Familienleben finanziell unterstützte, habe dies zumindest in ihrem Bekanntenkreis fast komplett aufgehört. Die meisten Eltern seien der Ansicht, dass sie ihren Kindern durch die Finanzierung der Ausbildung in materieller Hinsicht genug mitgegeben haben und verkonsumieren nun ihre Ersparnisse. Ohne diese Entwicklung werten zu wollen, sei sie doch davon überzeugt, dass in individualisierten Gesellschaften soziale Bindungen – auch zwischen Kindern und ihren Eltern – zunehmend durch staatliche Strukturen ersetzt werden, ohne dass dadurch die Lebenszufriedenheit größer werde.

## Notwendigkeit einer Umorientierung

### Abschied von der Wachstumsideologie

Nachdem zahlreiche Untersuchungen der Glücksforschung gezeigt haben, dass mehr Wachstum bzw. materieller Wohlstand den Menschen nicht automatisch mehr Lebenszufriedenheit bringt, steht für Ruckriegel fest, dass eine politische Umorientierung notwendig ist. Angesichts der Umweltzerstörung, die durch die vorherrschende Wachstumsideologie verursacht wird, sollte man nicht primär darüber nachdenken, wie wirtschaftliches Wachstum weiter erhöht, sondern wie es wieder zurückgefahren werden könnte. Dieses Ergebnis der Glücksforschung, dass das Glück der Menschen nur sehr begrenzt von materiellem Wohlstand abhängig ist, sei unter den Ökonomen inzwischen weitgehend akzeptiert, so Ruckriegel. Für ein Umdenken im Bereich der Ökonomie sprächen einige hochrangige Preise, die in jüngerer Zeit verliehen wurden. Er nannte zwei Beispiele: Der US-amerikanische Ökonom Richard A. Easterlin hatte schon 1974 erkannt, dass mehr Reichtum nicht automatisch zu mehr Lebenszufriedenheit führt, wenn eine Mindestabsicherung zur Deckung der Grundbedürfnisse gegeben ist. Lange Zeit konnte er seine Ergebnisse kaum publizieren, weil sie gegen den Mainstream argumentierten, doch im Oktober 2009 wurde ihm der IZA-Preis für Arbeitsmarktökonomie verliehen. Auch Bruno S. Frey, Professor für Verhaltensökonomie an der Universität Zürich und Pionier der Glücksforschung, der in seinen Forschungen immer wieder auf diesen Zusammenhang von Glück und Einkommen verwiesen hatte, erhielt 2005 den renommierten

Preis des Ifo-Instituts in München. Laut Ruckriegel wird diese Forschungsrichtung, die gängige Vorstellungen der Ökonomie ins Wanken bringt, allerdings noch nicht sehr offensiv vertreten.

*Gängige Vorstellungen der Ökonomie geraten ins Wanken.*



Denn die Ergebnisse der empirischen Glücksforschung konterkarieren das alte volkswirtschaftliche Denken, wie Ruckriegel erläuterte. Lange Zeit bauten ökonomische Denkmodelle auf das neoklassische Menschenbild des Homo oeconomicus auf. Nach dieser Vorstellung ist der Mensch ein strikt rationales Wesen, das nicht sein empfundenes Glück, sondern seinen messbaren Nutzen maximiert: Grundannahme ist, dass der Mensch mit möglichst wenig Aufwand möglichst viel erwirtschaften will – und je mehr er hat, desto zufriedener ist er. Immaterielle Werte sind lange Zeit nicht in die Berechnungen des Nutzens eingeflossen, auch wurde der Einfluss von Geld auf die persönliche Zufriedenheit tendenziell überschätzt. Inzwischen sei jedoch in zahlreichen Studien nachgewie-



sen worden, dass der Mensch eben nicht rein rational, egoistisch und rein Nutzen maximierend agiert, und es zeichne sich ab, dass ein differenzierteres Menschenbild in das ökonomische Denken Eingang findet.

Meck ergänzte, dass unter dem Eindruck der Wirtschafts- und Finanzkrise die relativ junge Richtung der Verhaltensökonomik (Behavioral Finance) oder Finanzpsychologie einen regelrechten Boom erlebte. Es sei klar geworden, dass sich in der Ökonomie etwas Grundsätzliches ändern müsse. Solche krisenhaften Entwicklungen seien immer das Ergebnis eines Zusammenspiels zwischen dem Wesen eines Menschen und dem System: Zum einen habe das Wirtschaftssystem vielen Menschen die Möglichkeit eröffnet, sehr viel Geld zu verdienen – vielleicht nicht immer auf tugendhaftem Weg. Hier habe es zu wenige Sanktionen gegeben. Zum anderen spiele aber auch das Verhalten der Menschen eine wichtige Rolle: „Vielleicht haben wir es sogar alle ein bisschen in uns, dass wir erstmal schauen, wie weit wir gehen können.“ Deswegen seien es Hauptaufgaben, dass wieder Regeln geschaffen werden und Beschränkungsmechanismen einsetzen, „um diesen Entgrenzungen Einhalt zu gebieten“. Des Weiteren müssten moralische Entwicklungen des Individuums gefördert werden.

Ansätze eines neuen Denkens zeigen sich aber auch in der Politik. Ruckriegel verwies auf die Initiative des französischen Staatspräsidenten Nicolas Sarkozy, der eine Expertenkommission unter Leitung des US-Wirtschaftsnobelpreisträgers Joseph Stiglitz beauftragt hatte, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie künftig das Wohlergehen einer Gesellschaft gemessen werden sollte. In ihrem Bericht war die Kommission zu dem Ergebnis gekommen, dass die alleinige Messung über das Bruttoinlandsprodukt (BIP) nicht sinn-

voll ist und neue Messwerkzeuge eingesetzt werden müssen. Rückriegel verdeutlichte das wichtigste Ergebnis dieses Berichts: Das BIP erfasse die wirtschaftliche Gesamtleistung bzw. Wachstum einer Volkswirtschaft, nicht jedoch die Verteilung des Wohlstands (verfügbares Einkommen, Konsum, Vermögen von Haushalten). Zudem sei es wichtig, weitere Kriterien einzubeziehen, sowohl Kriterien der objektiven Lebensqualität (wie Bildungsstand, Gesundheitsstatus etc.), wie auch Kriterien des subjektiven Wohlbefindens. Angesichts der großen Herausforderungen der Zukunft, wie etwa des Klimawandels, müssten auch Kriterien der Nachhaltigkeit (wie Umweltschutz) in den Fokus genommen werden. Diese komplexe Thematik könne bei der Wohlstandsmessung nicht auf eine Zahl (wie das BIP) komprimiert werden, sondern es müssten verschiedene Indikatoren berücksichtigt und gewichtet werden.

## Neue Instrumente zur Wohlstandsmessung – der Bericht der Stiglitz-Kommission

Der französische Staatspräsident Nicolas Sarkozy hatte 2008 eine Kommission damit beauftragt, neue Messwerkzeuge zur Ermittlung der Wirtschaftsleistung und des sozialen Fortschritts von Nationen zu entwickeln, die auch das Wohlbefinden der Bevölkerung mit einbeziehen sollten. Bisher wird der Wohlstand eines Landes hauptsächlich aus dem Bruttoinlandsprodukt (BIP) abgeleitet, das den Geldwert der hergestellten und gehandelten Waren und Dienstleistungen einer Volkswirtschaft misst.

Die Kommission wurde von dem US-amerikanischen Wirtschaftsnobelpreisträger Joseph Stiglitz geleitet, beteiligt waren über 20 Experten aus aller Welt, darunter der Wirtschaftsnobelpreisträger Amartya Sen und Nicolas Stern. Im September 2009 übergab die Kommission ihren „Report by the Commission on the Measurement of Economic Performance and Social Progress“ (dt.: Bericht über die Bewertung der Wirtschaftskraft und des sozialen Fortschritts). Die Experten schlagen vor, neue statistische Instrumente zur Messung des Wohlstands der Nationen einzuführen. Das Bruttoinlandsprodukt (BIP) als alleiniger Indikator für Wohlstand sei nicht mehr sinnvoll, sondern sollte durch weitere Faktoren ergänzt werden: die Qualität des Umweltschutzes, der Sozialleistungen und der öffentlichen Dienstleistungen.

Die „zwölf Empfehlungen“ der Kommission bestätigen die Mängel des derzeitigen Bemessungssystems: „We are almost blind when the metrics on which action is based are ill-designed or when they are not well understood“ (dt.: Wenn die Bemessungssysteme, auf die sich unser Handeln stützt, schlecht konzipiert oder missverständlich sind, dann sind wir so gut wie blind). Die Experten

unterstreichen die Notwendigkeit, auf kurzfristiges Denken zu verzichten und fordern die Orientierung an Prinzipien der Nachhaltigkeit. Im Vordergrund steht die Fähigkeit einer Ökonomie, das Wohlbefinden ihrer Bevölkerung aufrechtzuerhalten.

*Im Vordergrund steht die Fähigkeit einer Ökonomie, das Wohlbefinden ihrer Bevölkerung aufrechtzuerhalten.*



Im Zuge der öffentlichen Vorstellung des Berichts betonte Sarkozy unter dem Slogan „Raus aus der Religion der Zahlen“ die Notwendigkeit eines Umdenkens in der Ökonomie, um den Herausforderungen der Zukunft begegnen zu können. Frankreich wolle sich dafür einsetzen, dass die Empfehlungen der Stiglitz-Kommission auf globaler Ebene umgesetzt werden. Insbesondere bedürfe es einer Umstellung der Messmethoden bei den internationalen statistischen Ämtern und Organisationen, wie etwa dem Internationalen Währungsfonds (IWF), der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung in Europa (OECD), Eurostat etc., da ohne eine Änderung der Werkzeuge zur Wohlstandsmessung sich auch die politischen Ziele und Handlungen nicht ändern werden.

Bundeskanzlerin Angela Merkel und Staatspräsident Nicolas Sarkozy beschlossen Anfang 2010, die Wachstumsindikatoren weiterentwickeln zu lassen. Sachverständigenräte wurden beauftragt, auf Basis des Berichts der Stiglitz-Kommission konkrete Vorschläge auf EU-Ebene zu formulieren, die im Februar 2011 auf einer Tagung vorgestellt werden sollen.

Quelle:

Report by the Commission on the Measurement of Economic Performance and Social Progress, <http://www.stiglitz-sen-fitoussi.fr/en/index.htm> [01.10.2010].

## **„Bruttosozialglück“ – das Entwicklungskonzept von Bhutan**

Das unabhängige Königreich Bhutan liegt zwischen Indien und Tibet in der Berglandschaft des Himalayas. Es ist mit knapp 40 000 km<sup>2</sup> etwa so groß wie die Schweiz, aber mit etwa 690 000 Einwohnern wesentlich dünner besiedelt. Bis in die 1950-er Jahre war Landwirtschaft die Haupteinkommensquelle der Bevölkerung. Das Land war isoliert von der Weltwirtschaft und weitgehend abgeschirmt von äußeren Einflüssen. (Bhutan führte erst 1999 das Fernsehen ein.)

Die Staatsgründung erfolgte im 17. Jahrhundert durch einen tibetischen Abt. Im 20. Jahrhundert war das Land eine Erbmonarchie, seit 2008 ist Bhutan eine parlamentarische konstitutionelle Monarchie (orientiert am britischen Modell). Der Buddhismus ist Staatsreligion und in der Bevölkerung am weitesten verbreitet; er prägt die Kultur Bhutans ganz entscheidend.

In den 1970er-Jahren legte der regierende bhutanische König Jigme Singye Wangchuk (von 1972 bis 2006 im Amt) fest, dass künftig das „Gross National Happiness“ („Bruttosozialglück“) der Bevölkerung das wichtigste Entwicklungsziel des Landes ist. Der Mensch und sein Glück sollen im Mittelpunkt des politischen Handelns stehen, nicht das Wirtschaftswachstum und die Mehrung des materiellen Wohlstands der Bevölkerung. Der Staat hat dabei die zentrale Aufgabe, durch geeignete Bedingungen das Streben nach Glück zu unterstützen: Jeder Mensch soll so glücklich wie möglich leben können.

*Jeder Mensch soll so glücklich wie möglich leben können.*



Das Ziel des „Bruttosozialglücks“ wurde über verschiedene Kernbereiche umgesetzt:

- menschliche Entwicklung (insbesondere Bildung und Gesundheit)
- Bewahrung von Kultur und historischem Erbe (u. a. Spiritualität, Religion, kulturelle Identität, Geborgenheit in der Familie)
- Erhaltung der natürlichen Umwelt
- gerechte und nachhaltige sozio-ökonomische Entwicklung
- gute Regierungsführung

Der materielle Wohlstand soll zwar im erforderlichen Maß gesichert, aber nicht als Selbstzweck verfolgt werden. Das bhutanische Konzept des Bruttosozialglücks zielt auf ein Gleichgewicht von ökonomischen und nicht-ökonomischen Entwicklungszielen: Das unterentwickelte Land soll modernisiert und der Lebensstandard der Bevölkerung gehoben werden, doch wird ein gemäßigtes und an die Bedürfnisse angepasstes Wirtschaftswachstum angestrebt. Ziel ist eine Balance zwischen Tradition und Modernisierung, materiellen und spirituellen Werten, Wohlstand und Lebensqualität sowie technologischem Fortschritt und nachhaltiger Entwicklung.

Neben der wirtschaftlichen Entwicklung fördert der Staat gezielt Bildung, Kultur, Gesundheit und Umweltschutz. Bhutan ist eines der wenigen Länder der Erde, in dessen Verfassung ein

nicht wachstumsorientiertes Wirtschaftsmodell und Umweltschutz als Ziel festgeschrieben wurden. Die politische Führung hat zudem eine staatliche Kommission eingesetzt, die politische Planungen und Projekte dahingehend überprüft, ob die Grundsätze des „Bruttosozialglücks“ verwirklicht werden.

Ideell basiert das Konzept auf den Lehren des Buddhismus, verstanden als Regelwerk für die kosmische Ordnung und humane zwischenmenschliche Beziehungen zum Nutzen des Einzelnen und der Gemeinschaft. Der Kosmos einschließlich der alltäglichen Welt wird als Ganzheit aufgefasst, in der alles voneinander abhängig und miteinander verbunden ist. Oberste Maxime ist das Mitleiden mit allen Mitmenschen sowie das Bestreben, zum spirituellen und materiellen Glück der anderen beizutragen.

Das Land kann in den letzten Jahrzehnten seit Einführung dieses Konzepts eine beachtliche Entwicklung aufweisen, unter anderem:

- die Gesundheitsversorgung der Bevölkerung hat sich deutlich verbessert; die Lebenserwartung ist seit den 1970er-Jahren bis heute von 47 auf 65 Jahre angestiegen,
- der Bildungsstand wurde deutlich erhöht,
- Umweltschutz hat hohe Priorität (zwei Drittel des Landes sind bewaldet und in großen Teilen als Reservate geschützt, Erhaltung von Biovielfalt),
- das Wirtschaftswachstum liegt zwischen sechs und zehn Prozent, das neben der Landwirtschaft vor allem auf der Nutzung der Wasserkraft und dem Stromexport nach Indien sowie in neuerer Zeit auf wachsendem (sanftem) Tourismus beruht,
- das Land erfüllt die Millennium Development Goals (MDG) und kann eine positive CO<sub>2</sub>-Bilanz verzeichnen.

„Was immer wir auch tun mögen und welche Ziele wir auch immer haben, ganz gleich wie sich diese in einer immer wechselnden Welt auch verändern mögen, am Ende werden wir ohne Frieden, Sicherheit und Glück nichts erreicht haben. Das ist die Essenz des Bruttosozialglücks.“ (Rede von König Jigme Khesar Namgyel Wangchuck, anlässlich seiner Krönung am 6. November 2008)

#### Quellen:

Harald N. Nestroy: Bhutan, das glückliche Land, Juli 2010; Tobias Pfaff: Das Bruttosozialglück in Bhutan, 2009; Michael Rutland, Bhutanischer Honorarkonsul in Großbritannien Seminar, Vortrag über Bruttosozialglück, 30.01.2009 (alle Texte unter: [http://www.probhutan.com/d\\_html/bruttoSozialGlueck.htm](http://www.probhutan.com/d_html/bruttoSozialGlueck.htm) [20.09.2010]); Manfred Kulesa: Zum Glück gibt es Bhutan. Das Konzept „Gross National Happiness“. In: Glückseligkeit des Drachens – die Philosophie des Glücks in Bhutan und anderswo, hrsg. v. M.L. Fremuth/M. Kulesa/T. Weiler (Schriftenreihe Deutschen Gesellschaft für die Vereinten Nationen – Landesverband Nordrhein-Westfalen e.V.), Köln 2010, S. 12–14; Rede von König Jigme Khesar Namgyel Wangchuck, anlässlich seiner Krönung am 6. November 2008, [http://www.bhutan-gesellschaft.de/thunlam/pdf/Thunlam1\\_2009.pdf](http://www.bhutan-gesellschaft.de/thunlam/pdf/Thunlam1_2009.pdf) [22.09.2010].

## Vorbild Bhutan?

Könnte das Königreich Bhutan ein übertragbares Beispiel dafür sein, dass die Abkehr von der Wachstumsideologie und Wohlstandsmehrung zu mehr Glück führen kann? Trotz wesentlich geringeren materiellen Wohlstand sehen sich die Bhutaner als weit aus zufriedener als die Deutschen: Das Königreich Bhutan liegt auf der Weltrangliste des Glücks 2006 auf Platz 8 und somit deutlich vor Deutschland, das Platz 35 besetzt.

In der Publikumsdiskussion berichtete ein Teilnehmer aus eigener Erfahrung, dass höherer Wohlstand nicht mehr Lebenszufriedenheit bedeutet. Er stammt aus Burma (heute: Myanmar), einem sehr armen, autoritär regierten Land, konnte sich aber nach seinem Studium in Deutschland ein materiell gut abgesichertes Leben in Berlin aufbauen. Doch war er deshalb glücklicher als seine Eltern? Immer, wenn er seine Eltern in seinem Herkunftsland besuchte, erlebte er eine große Solidarität der Dorfgemeinschaft: Auch wenn die Menschen dort arm seien, würden sie das, was sie haben, gerne mit anderen teilen. Eine wichtige Rolle spiele dabei die Religion: Im Glauben der Buddhisten verbessert sich ihr Karma durch großzügiges Geben. Die Erfahrungen dort hätten ihm vor Augen geführt, dass ihn nicht der Besitz materieller Güter glücklich macht, sondern Engagement für andere. Wirklich glücklich fühle er sich erst, seit er eine NGO gegründet hat (und heute leitet), die Projekte zum Bau von Kliniken, Schulen, Brücken etc. durchführt. Deswegen teile er Zehs Auffassung voll und ganz, dass es letztlich glücklich mache, anderen Menschen zu helfen und starke soziale Bindungen zu haben – und weniger das „Leben im Wohlstand“.

Meck unterstrich die Bedeutung von Religiosität und Spiritualität für individuelles Glück, gerade in buddhistisch geprägten Gesellschaften. Bei Untersuchungen an Meditierenden habe man deutliche Veränderungen der Gehirnströme feststellen können, die auf starke Glücksgefühle hinweisen. Das spirituelle Zentrum könne man praktisch trainieren, was letztlich heiÙe, dass man Glück lernen kann – auch wenn das natürlich nicht so einfach sei.

*Das Glückserleben ist häufig an Gemeinschaftsgefühle gebunden.*



Aus dem Publikum kam auch Zustimmung für Zehs Vorstellung, dass Glück kulturell determiniert ist und die tendenzielle Vereinzelung der Menschen in westlichen Ländern dem Glück abträglich sein kann. Glück werde hier in der Regel als individuelles Event aufgefasst, doch sei das Glückserleben häufig an Gemeinschaftserlebnisse gebunden. Die Geschichte aus Burma habe sehr deutlich gezeigt, dass individuelles Wohlbefinden sehr eng mit kollektivem Wohlbefinden (einer Familie, eines Dorfs, einer Gemeinschaft) und gegenseitiger Unterstützung zusammenhängen kann.



## Tauschbeziehungen

Aus der Diskussion zog Zeh den Schluss, dass Glück von der Staatsform und von der materiellen Situation unabhängig ist: Genauso wenig, wie Wohlstand und das Leben in einer Demokratie glücklich mache, genauso wenig mache Armut oder das Leben in einer Diktatur unglücklich. Glück sei sehr stark an ein soziales Miteinander gekoppelt, was zum Beispiel in Tauschbeziehungen deutlich werde. Wenn man materiell wenig hat, fange man an zu tauschen: „Über diese Tauschbeziehung hat man ständig Kontakt miteinander. Man fängt an, Kontakte zu schmieden, eigentlich Networking zu betreiben, um immer genau zu wissen, wer gerade etwas übrig hat und wie man das um fünf Ecken tauscht. Das führt zu vielen sozialen Beziehungen, und zwar jenseits von der Frage: Finde ich dich sympathisch oder nicht? Ich habe den Eindruck: Das macht glücklich. Vielleicht deswegen, weil Menschen sehr soziale Wesen sind.“ Natürlich habe die bundesrepublikanische Gesellschaft der letzten Jahrzehnte „ungeheuer viele Vorzüge“, doch auch einen großen Nachteil: Sie nehme den Menschen die Aufgabe ab, sich



auf diese Weise miteinander zu beschäftigen, weshalb dann auch nicht das damit verbundene Glück empfunden werden könne.

Meck betrachtet Tauschbeziehungen hingegen als durchaus problembehaftet, da man ja nicht immer Vergleichbares tauscht. Zum einen stellt sich beim Tausch unterschiedlicher Güter oder Dienstleistungen die Frage der Gleichwertigkeit bzw. des Wertausgleichs (zum Beispiel Schafe gegen eine Dienstleistung), zum anderen hängt das Tauschgeschäft davon ab, dass sich ein Tauschpartner findet, der das Gewünschte anbietet und gleichzeitig genau das Angebotene wünscht. Aus diesen Beschränkungen des Tauschhandels können erhebliche Unzufriedenheiten entstehen, die nur durch Geld als neutralem Tauschmittel zu vermeiden sind.

Für Zeh besteht jedoch die besondere Qualität eines Tauschhandels gerade darin, dass er auf vertrauensvollen sozialen Beziehungen basiert und die jeweiligen Leistungen eben nicht gegenseitig aufgerechnet werden: „Der Witz bei einer Tauschgesellschaft ist ja gerade, dass von allen Seiten ein Stück Vertrauen in eine Art ausgleichende Gerechtigkeit besteht, die eben nicht auf dem Rechenbrett immer nachgezählt werden muss, sondern wo man sagt: Wenn alle guten Willens sind, einigermaßen mitzumachen, dann wird sich das auf lange Sicht schon ergeben.“ Sie wolle kein Paradies zeichnen, erlebe aber im ländlichen Raum, dass nicht dauernd aufgerechnet wird, sondern dass man sich gegenseitig hilft, ohne gleich eine direkte Gegenleistung zu erwarten.

Ruckriegel merkte an, dass funktionierende Tauschbeziehungen zusätzliche soziale Beziehungen in einer Gesellschaft möglich machen könnten, doch sei eine weitgehende Umstellung der gesamten Gesellschaft auf Naturaltausch nicht vorstellbar.

## Glücksfaktoren

Die Erkenntnisse der Glücksforschung sind eindeutig: Wenn die materiellen Grundbedürfnisse gesichert sind, spielen für das subjektive Wohlbefinden andere Faktoren eine entscheidende Rolle. Ruckriegel fasste wesentliche Faktoren für das persönliche Glück zusammen: Wichtig sind funktionierende soziale Beziehungen und persönliche Freiheit, psychische und physische Gesundheit sowie eine befriedigende Aufgabe – ob nun im bezahlten Beruf oder im ehrenamtlichen Engagement. Ganz entscheidend ist dabei die innere Haltung, etwa eine optimistische Lebenseinstellung. Positive Auswirkungen haben auch die Möglichkeiten sozialer Teilhabe und die Umstände von Arbeit, die Spielraum für eigene Entscheidungen lassen. Insgesamt nimmt das subjektive Glücksempfinden zu, je stärker das eigene Leben aktiv (mit)gestaltet werden kann.



*Mit steigender Bildung nimmt tendenziell auch die persönliche Zufriedenheit zu.*

Ruckriegel betonte die große Bedeutung der Bildung als Glücksfaktor. Weltweit zeige sich innerhalb eines Landes ein Zusammenhang zwischen Bildung und Lebenszufriedenheit: Mit steigender Bildung nimmt tendenziell auch die persönliche Zufriedenheit zu. Das hänge maßgeblich mit drei zentralen psychischen Grundbedürfnissen des Menschen zusammen: Autonomie, Kompetenz und Zugehörigkeit. Menschen mit höherer Bildung hätten in der Regel mehr Möglichkeiten, auf ihr eigenes Leben Einfluss zu nehmen, sie hätten mehr Autonomie und könnten sich in vielen Bereichen kompetent fühlen, zudem hätten sie – neben dem Beruflichen – weitere Anknüpfungspunkte an die Gesellschaft, zum Beispiel

durch Museumsbesuche. Das gelte allerdings als Tendenz, im Einzelfall könne das natürlich anders sein.

Doch wie ist es dann möglich, dass Menschen in Ländern mit durchschnittlich geringerem Bildungsstatus in den internationalen Glücksrankings besser als Deutschland abschneiden?

Ruckriegel erinnerte daran, dass die Positionen in den Rankings verschiedene Glücksfaktoren kombinieren, Glück also nicht an einzelne Faktoren wie Bildung gekoppelt ist. Wenn manche Länder in diesen Rankings gut abschneiden, wie zum Beispiel Latein- und Mittelamerika, dann könne das auch daran liegen, dass die Menschen dort traditionell eine andere Einstellung zum Leben haben.



## Anregungen für die Zukunft

### Glück lehren und lernen

Ruckriegel ist davon überzeugt, dass man eine glücksförderliche innere Einstellung lernen kann, sie sei keineswegs genetisch bedingt und unveränderlich: „Wir können viel ändern! Wir könnten mit dem, was wir an materiellen, rechtsstaatlichen, demokratischen und menschenrechtlichen Rahmenbedingungen haben, radikal glücklicher werden.“

*Die wichtigsten Faktoren, die langfristig glücklich machen, sind innere Ruhe, soziales Mitgefühl und persönliche Freiheit.*



Auch Meck geht davon aus, dass Glück durch eine bestimmte innere Einstellung oder spezifische Fähigkeiten gefördert werden kann. Die wichtigsten Faktoren, die langfristig glücklich machen, seien innere Ruhe, soziales Mitgefühl und persönliche Freiheit. Deshalb sollte bereits in den Schulen angefangen werden: „Ich würde zum Beispiel die Konzentrationsfähigkeit der Kinder fördern, damit sie irgendwann zu einem Flow-Erlebnis kommen. Ich würde den Kindern vermitteln, dass Stille etwas ganz Besonderes ist. Und ich würde ihnen Mitgefühl beibringen.“

Inzwischen gibt es im schulischen Bereich schon Versuche, „Glück“ zu lehren, zum Beispiel in einer Heidelberger Schule mit dem „Schulfach Glück“.

## Glück kann man lernen – „Schulfach Glück“ an einer Heidelberger Schule

Kann Glück erlernt werden? Wieso nicht! Ernst Fritz-Schubert, Leiter der Willy-Hellpach-Schule in Heidelberg, zeigt, wie es gehen könnte. 2007 hat er an seiner Schule das Unterrichtsfach „Glück“ eingeführt. Ziel ist es, „wieder Bildung im ursprünglichen Sinn zu vermitteln“ – und dazu gehört nach Ansicht von Fritz-Schubert „unbedingt die Fähigkeit, Glück empfinden zu können“. Schule soll mehr sein als eine Anstalt zur beruflichen Qualifizierung, sie soll auch Lebenskompetenz, Lebensfreude und Persönlichkeitsentwicklung fördern und den Schülerinnen und Schülern Strategien und Fähigkeiten vermitteln, um ein zufriedenes Leben führen zu können.

Schülerinnen und Schüler sehen sich einem zunehmenden Leistungsdruck ausgesetzt. Missmut und Abwehrhaltungen sind häufig das Ergebnis, die Schule wird zum „Glückskiller“. Das Unterrichtsfach „Glück“ kann als Gegenmaßnahme verstanden werden. Glück bedeutet hier, ein Gleichgewicht zwischen Seele und Körper zu erreichen, aber auch die individuelle Motivation und Leistungsbereitschaft sowie das Engagement für die Gemeinschaft zu steigern. Dabei kommt es darauf an, ein Bewusstsein für sich selbst zu entwickeln, seine Persönlichkeit zu formen und die eigenen Fähigkeiten zu stärken. Die Schülerinnen und Schüler sollen erkennen, welche Bedürfnisse sie haben und wie sie diese in Ziele umsetzen. Dazu gehört, einen Sinn im eigenen Handeln zu erkennen und die Wertschätzung für sich selbst und das eigene Umfeld zu erhöhen.



*Glück bedeutet hier, ein Gleichgewicht zwischen Seele und Körper zu erreichen, aber auch die individuelle Motivation und Leistungsbereitschaft sowie das Engagement für die Gemeinschaft zu steigern.*

Die Lerninhalte sind vielfältig und es wird auf eigene Erfahrungen und erlebnisorientierte Projekte gesetzt. Von körperlicher und künstlerischer Betätigung, Methoden der Konfliktbewältigung, theaterpädagogischen und therapeutischen Elementen bis hin zu Themen wie Ernährung und Empathie ist alles dabei. Zusammengearbeitet wird mit Neurolinguisten, Theaterwissenschaftlern, Handwerkern, Psychologen und Motivationstrainern. Das Pilotprojekt ist ein Erfolg: Der OECD-Beauftragte für Sozialforschung, Ernst Gehmacher, bescheinigte dem Fach einen großen positiven Einfluss auf die Entwicklung von Identität und Persönlichkeit, wies aber auch darauf hin, dass der Erfolg – mehr noch als in anderen Fächern – ganz entscheidend von der Qualität des Unterrichts und hervorragendem Personal abhängt. Die Heidelberger Schülerinnen und Schüler sind durch ihre Erfahrungen motivierter und selbstbewusster geworden und sie lernen ausgeglichener und reflektierter als vorher.

Inzwischen kann „Glück“ auch an anderen Schulen gelernt werden, da die Heidelberger Schule entsprechende Fortbildungen für Lehrkräfte anbietet. Und wer weiß – vielleicht wird „Glück“ in Zukunft nicht nur an allen Schulen, sondern auch in Hochschulen und in Unternehmen unterrichtet?

Unter Mitarbeit von Sabrina Amalou.

#### Quellen:

Ernst-Fritz Schubert: Schulfach Glück. Wie ein neues Fach die Schule verändert, <http://www.schulfachglueck.de/> [03.10.2010]; Jochen Schönmann: Die fröhlichen Schüler von Heidelberg. In: Spiegel Online, 12.09.2009, <http://www.spiegel.de/schulspiegel/wissen/0,1518,505005,00.html> [03.10.2010]; Glück ist ein Erfolg. In Heidelberg lernen Schüler, zufrieden zu sein, Beitrag auf 3sat vom 7. Februar 2008, <http://www.3sat.de/page/?source=/nano/gesellschaft/145862/index.html> [03.10.2010].



## Glück als Ziel der Politik?

Glück sollte kein politisches Ziel sein, so Zeh, weil individuelles Glück nicht so einfach „technisch“ hergestellt werden kann. Das Glück der Menschen als Staatsziel habe für sie einen „totalitären Beigeschmack“: „Mit Volksbeglückungssystemen waren immer ideologische Menschenbilder verbunden, weil man Glück ja nur messen kann, wenn man sich erstmal überlegt: Wie sieht der ideale Mensch aus? Dann kann man auch sagen, wann der glücklich ist.“ Allerdings könnte und sollte die Politik für entsprechende Bedingungen sorgen, um den Menschen Gestaltungsräume für die Verwirklichung ihres eigenen Wegs zum Glück zu eröffnen.



*Die Politik könnte und sollte für entsprechende Bedingungen sorgen, um den Menschen Gestaltungsräume für die Verwirklichung ihres eigenen Wegs zum Glück zu eröffnen.*

## Neue Indikatoren für Wohlstandsmessung

*Prof. Dr. Karlheinz Ruckriegel*

Wirtschaftswachstum als Ziel der (Wirtschafts-)Politik macht in den westlichen Industrieländern seit Längerem keinen Sinn mehr, da es nicht bzw. kaum zu mehr Lebenszufriedenheit beiträgt.

Wachstum, das den Ressourcenverbrauch weiter steigen lässt, ist ökologisch nicht mehr verantwortbar, wie in einem GEO-Artikel anschaulich beschrieben wird: Sechs Hektar sind je EU-Bürger im Durchschnitt pro Jahr notwendig, um ihn mit Nahrung, Gütern und Energie zu versorgen. Pro Kopf werden zehn Tonnen CO<sub>2</sub> ausgestoßen. Würden alle 6,7 Milliarden Erdbewohner so viel Fläche beanspruchen und so viel Treibhausgase ausstoßen, bräuchten wir mindestens drei weitere Planeten. Nordamerika ist hier noch weitaus verschwenderischer als Europa.

Hans-Joachim Haß, Abteilungsleiter Wirtschafts- und Industriepolitik beim Bundesverband der Deutschen Industrie, bringt dies klar auf den Punkt: „Wachstum, das immer mehr materielle Güter hervorbringt und daher trotz sinkenden spezifischen Ressourcenverbrauchs die materiellen Ressourcen, die die Erde bereitstellt, in immer stärkerem Maße beansprucht, kann nur in die Irre führen. Die Erde bleibt ein begrenzter Lebensraum. Auch wenn noch immer neue Lagerstätten wichtiger Rohstoffe entdeckt werden und der technische Fortschritt immer ergiebiger Explorationstechniken, immer effizientere Recyclingtechnologien und immer ressourcenschonendere Produktionsverfahren hervorbringt, der verfügbare Bestand nutzbarer Rohstoffe lässt

sich nicht beliebig vermehren. Rein quantitativ und materiell ausgerichtetes Wachstum taugt daher nicht als Leitbild der Zukunft“ (Haß 2010, S. 32).

Das Ziel der (Wirtschafts-)Politik sollte also nicht Wirtschaftswachstum sein, sondern vielmehr „ein glückliches langes Leben“ („Happy life years“), das sich aus der Lebenserwartung und der Zufriedenheit mit dem Leben errechnet, unter der Bedingung nachhaltigen Wirtschaftens. Ein Anhaltspunkt kann hier etwa der „Happy Planet Index“ (HPI) sein. Beim HPI werden die drei Kriterien Lebenserwartung, persönliche Lebenszufriedenheit und ökologischer Fußabdruck gewertet und verglichen.

Das geläufige Argument, Wirtschaftswachstum sei notwendig, um Arbeitsplätze zu schaffen und darüber die Arbeitslosigkeit zu reduzieren, ist in hohem Maße problematisch. Wir sollten im Auge haben, dass für die Menschen Engagement und eine befriedigende Erwerbs- und Nichterwerbsarbeit an sich entscheidend ist und – im Falle der im Wesentlichen qualifikationsbedingt bedingten Arbeitslosigkeit in Deutschland – direkt bei der Schaffung von Arbeitsplätzen ansetzen und nicht über den ineffizienten Umweg eines – ökologisch nicht mehr verantwortbaren – Wachstumsziels versuchen, das Problem der Arbeitslosigkeit indirekt und wenig zielgenau zu lösen. Der US-amerikanische Ökonom Ben Bernanke weist in diesem Zusammenhang etwa auf die Praxis in Kanada hin, Arbeitslosen direkt städtische (staatliche) Arbeitsplätze „in community development and opportunities to develop a social network“ anzubieten, da „individuals who participate in these opportunities reported higher satisfaction than those who did not“ (Bernanke 2010, S. 10).

Die Wirtschaft hat eine dienende Funktion. Die Wirtschaft ist für den Menschen da und nicht umgekehrt – dies war für die Väter der Sozialen Marktwirtschaft wie etwa Wilhelm Röpke und Alexander Rüstow Grundlage ihres Denkens. Wir sollten uns wieder darauf besinnen.

*»Das Maß der Dinge ist der Mensch.«*

(in der Konzeption der Sozialen Marktwirtschaft)  
Wilhelm Röpke



Quellen:

GEO, Dezember 2008, Der kluge Konsum – Wie der Welt zu helfen ist, S. 160–190; Hans-Joachim Haß, Wirtschaftswachstum – Auslaufmodell oder Hoffnungsträger? In: Ludwig-Erhard-Stiftung (Hrsg.), Orientierungen zur Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik, Ausgabe September 2010 (Nr. 125), S. 30–35; Ben Bernanke, Chairman of the Board of Governors of the Federal Reserve System, Vortrag „The economics of happiness“, gehalten am 8. Mai 2010 vor Absolventen der University of South Carolina.



### **Mehr in Bildung investieren**

Da nach eindeutigen Erkenntnissen der Glücksforschung die Chancen auf individuelles Glück mit höherer Bildung steigen, sollte nach Ruckriegel die politische Konsequenz sein, das Bildungsniveau eines Landes zu heben. Bildung sei ein zentraler Glücksfaktor, weshalb die Politik deutlich mehr Ressourcen in diesen Bereich investieren sollte.

### **Über neue Werte diskutieren**

Meck wünscht sich eine Wertediskussion: Man müsste Wohlstand neu definieren und auch darüber debattieren, welche Werte die Menschen wirklich brauchen. Die Vorstellung, dass Armut glücklich macht, würde sie allerdings als unrealistische Idealisierung von vornherein ausschließen. In zahlreichen Situationen des

Lebens spielt materieller Wohlstand zwar keine Rolle und garantiert allein auch kein Glück, doch bietet er den Menschen mehr Möglichkeiten, die dem Glück zuträglich sind.

*Zentral ist die Frage nach einem neuen Verständnis  
von gesellschaftlichem Fortschritt.*



Auch Zeh fände eine Diskussion über neue Werte sinnvoll: Ganz zentral sei die Frage nach einem neuen Verständnis von gesellschaftlichem Fortschritt. Ruckriegel regte an, auch grundsätzlich darüber zu diskutieren, wie die Ergebnisse der empirischen Glücksforschung für mehr Glück und Zufriedenheit in Deutschland praktisch genutzt werden können.

## II Glück und Teilhabe

Eva Hertzsch und Adam Page:

### **„Die Ermittlung eines Wertes des Sozialen in Dresden-Prohlis“** (Eine Führung)

Die Führung fand statt im Rahmen von „Das Individuum und die Zukunft der Stadt“, Teil des Workshops „Wildes Kapital“ vom Kunsthaus Dresden und relations e.V. im World Trade Centre Dresden 2005.





## Diskussion

mit:

### **Adam Page**

Künstler und Projektinitiator

### **Dr. Serge Embacher**

Bundesnetzwerk für Bürgerschaftliches Engagement (BBE), Leiter der Koordinierungsstelle „Nationales Forum für Engagement und Partizipation“

### **Evelyn Rosenfeld**

Projektinitiatorin und Coach

### **Tommy S.**

Mitglied des von Arbeitslosen gegründeten Dresdner Stadtteilforums „IDEE 01239 e.V.“

Moderation: **Annette Riedel,**

Deutschlandradio Kultur

Dr. Angela Borgwardt

## **Teilhabe durch bürgerschaftliches Engagement**

### **Kunst als Beteiligungsform**

Das Künstlerteam Adam Page und Eva Hertzsch verwirklicht Kunst- und Kulturprojekte, die partizipativ angelegt sind und Menschen zu Akteuren machen sollen. So auch im Fall eines Kunstprojekts „Die Ermittlung eines Wertes des Sozialen in Dresden-Prohlis“ anlässlich des Verkaufs von Sozialwohnungen in Dresden. Im Jahr 2006 veräußerte die Stadt Dresden alle städtischen Wohnungen, um ihre Schulden abzubauen. Das Video zeigt eine inszenierte Führung, die am Beispiel der Plattenbausiedlung Dresden-Prohlis die Auswirkungen des Verkaufs der Wohnungsbaugesellschaft an amerikanische Investoren im Voraus untersucht.<sup>1</sup>

Zehn Künstler/innen und Kurator/innen, die wie amerikanische Investoren gekleidet waren, wurden von Page und Hertzsch über Mobiltelefone durch den Dresdner Stadtteil Prohlis geführt. Sie erhielten Informationen über Prohliser Bürger/innen und lokale Projekte und wurden gebeten, diese zu schätzen, um Werte des Sozialen dafür zu ermitteln. Sie sprachen mit niemandem, sollten sich die Orte nur anschauen und die Projektbeschreibungen per

---

1 Die Führung ist auch in einer Publikation dokumentiert: „FOR SALE. Kooperationen von KünstlerInnen und BewohnerInnen vor dem Hintergrund des WOBA-Verkaufs“, hg. von Hertzsch, Meier, Page & Wenzel, Berlin: Vice Versa Verlag 2007.

Telefon anhören. Der geschätzte Wert dieser sozialen Zusammenhänge sollte dann auf den Preis der 7 000 Wohnungen in Prohlis, die durch die WOBA an einen amerikanischen Investor verkauft werden sollten, aufgeschlagen werden. Page konkretisierte das Ziel dieses Projekts: „Es geht also um diesen Gedanken: Die Menschen, die in diesen Sozialwohnungen leben, die Mieter, haben auch einen Wert. Natürlich keinen Wert, der in Euro zu bemessen ist, aber das ist eben die Provokation, durch die man überhaupt erst ins Gespräch kommt.“ Page sieht sich als Künstler hier in einer Vermittlerrolle zwischen Kulturschaffenden, Akademikern und Bewohnern.

Page und Hertzsch wollten mit dem Projekt eine Diskussion bei den politisch Verantwortlichen über die Frage anregen, warum die Stadt Dresden Wohnungen für sozial Schwache aus kommunalem Besitz an gewinnorientierte Investoren verkauft hat – und damit finanziellen Aspekten Priorität über soziale Fragen einräumte.



## Das Künstlerteam Eva Hertzsch und Adam Page

Eva Hertzsch und Adam Page thematisieren in ihren künstlerischen Projekten Strukturen und Prozesse, die den städtischen Lebensraum prägen. Sie beschäftigen sich mit der Umwandlung des öffentlichen Raums von einem Allgemeingut zum kommerziellen Produkt und mit der Entwertung des Sozialen zugunsten einer Aufwertung des Ökonomischen.



*Kunst wird als gemeinschaftsorientierte Praxis, als ein Mittel des Austauschs und des Teilens verstanden.*

Hertzsch und Page verstehen ihre Kunst als gemeinschaftsorientierte Praxis, als ein Mittel des Austauschs und des Teilens. Sie richten sich an spezifische Verbündete in der Gesellschaft. Bei den entstehenden Kooperationen mit Bürgergruppen zielen sie darauf, die Teilhabe an künstlerisch-kulturellen Prozessen in neuen sozialen Zusammenhängen zu erweitern. Im Kern geht es Hertzsch und Page nicht um Kunst im öffentlichen Raum, sondern um eine Kunst im öffentlichen Interesse.

Mit ihrem „FOR SALE“-Projekt in der Plattenbausiedlung Dresden-Prohlis 2006 konnten sie nachhaltige Wirkungen erzielen: Das Projekt wurde von den Bewohner/innen des Stadtteils aufgenommen und führte zur Gründung des Stadtteilforums IDEE 01239 e.V., das sich zu einem Ort bürgerschaftlichen Engagements entwickelt hat ([www.idee-01239.de](http://www.idee-01239.de)).

Hertzsch und Page haben zahlreiche Projekte verwirklicht, u.a. in Kassel (documenta x, 1997) (nur Page), Dresden („Info Offspring“ Kiosk, 2000–2006 und mit IDEE 01239 e.V. seit 2006), Leipzig („Heimat Moderne“, 2005), Berlin („Okkupation“ in Neukölln, 2006 und „Pari Mutuel“ im Berliner Flughafen Tempelhof, 2008 und „U10 – von hier ins Imaginäre und wieder zurück“ in der U-Bahn, seit 2009), Rom („LottoaL38“ in Centro Social „L38Squat“, 2006), Norwich („EASTinternational“, 2007). Hinzu kommen Projekte mit Schüler/innen, u.a. in Berlin-Neukölln („NeuköllnNews“, seit 2008 und „Stadtbezirk einmal anders“, 2009, [www.kanal44.de/politik.php](http://www.kanal44.de/politik.php)).

Quelle:

<http://www.bauhaus-dessau-summer-school.de/joomla/de/workshopleiter/adam-page-und-eva-hertzsch.html> [10.11.2010].

## Was ist das Engagement von Bürgerinnen und Bürgern wert?

Im Film von Page/Hertzsch wird die Frage thematisiert, ob bürgerschaftliches Engagement einen Wert hat, der sich auch in Geld bemessen und damit in finanzielle Überlegungen einbeziehen lässt. An einer Stelle heißt es, die Wohnung selbst sei 20 000 Euro wert – und für das darin enthaltene Engagement seiner Bewohner sollte man beim Verkauf der Wohnung noch einmal 7 000 bis 10 000 Euro aufschlagen. Aber welchen Sinn kann es haben, bürgerschaftliches Engagement in finanziellen Kategorien zu bewerten?

Dr. Serge Embacher fand an diesem Kunstprojekt besonders interessant, dass zwei völlig unterschiedliche Logiken aufeinandertreffen: die betriebswirtschaftliche Logik von Investoren und die soziale Logik einer Bürgergesellschaft. Er warnte jedoch davor, das Engagement von Bürgerinnen und Bürgern in Geld umzurechnen,



weil es geradezu als Einladung an den Staat verstanden werden könnte, sich aus seiner sozialen Verantwortung zurückzuziehen. Dem Anliegen von Page/Hertzsch sei nicht dadurch gedient, den Wert des Engagements auf den Wohnungsverkaufswert aufzuschlagen: Dann bestehe nämlich die Gefahr, dass die Investoren mit dem Bezahlen eines kleinen Aufschlags für das Engagement auch das „Copyright“ daran erwerben und nach Belieben damit verfahren könnten. Erfolgversprechender erschiene es ihm, wenn die Investoren die Wohnungen zum regulären Preis erwerben, sich im Kaufvertrag aber dazu verpflichten müssen, die Verantwortung für den Erhalt solcher bürgerschaftlichen Projekte zu übernehmen.

Embacher betonte, dass sozialer Wohnungsbau ein Teil staatlicher Sozialpolitik darstellt. Es sei deshalb hoch problematisch, wenn Kommunen städtische Wohnungen an Investoren verkaufen, um ihre Schulden zu verringern. Auch wenn dies rein rechtlich möglich sei, müsse man sich doch darüber im Klaren sein, dass mit dem materiellen Verkauf von Wohnungen auch die Zerstörung wichtiger immaterieller Werte wie sozialer Zusammenhalt, gelebte Solidarität, Nachbarschaft usw. droht. In seinen Augen ist es unverzichtbar, dass die öffentliche Hand – wenn sie ihre Wohnungen schon verkauft –, die Investoren wenigstens in die soziale Verantwortung nimmt.

Nach Auffassung von Evelin Rosenfeld zielt dieses Projekt aber letztlich gar nicht auf den monetären Wert von Engagement, sondern auf eine grundsätzliche Kritik der finanziell motivierten Entscheidung der Politik, Sozialwohnungen an Investoren zu verkaufen. Zum einen stelle sich die Frage, ob die sozialen Verbindungen, die soziale Lebendigkeit an diesem Ort bei solchen Verkäufen überhaupt Beachtung finden. Zum anderen werde dabei die Rele-

vanz finanzieller Erwägungen kritisch beleuchtet. Das Projekt versuche die Tatsache zu thematisieren, dass ein Gebäude und mehr noch ein Stadtviertel nicht nur einen materiellen Wert darstellen, sondern darüber hinaus den Rahmen für den Zusammenhalt einer Gemeinschaft bildet, dessen Wert das materiell Messbare übersteigt. Deshalb ginge es auch darum, welche Bedeutung Geld eigentlich in unserer Gesellschaft hat und welchen Stellenwert die jeweiligen Akteure dem Geld bzw. sozialen Werten bei ihren Entscheidungen einräumen. Eine Wahrnehmungsänderung könnte nach Rosenfeld durch die Möglichkeit begünstigt werden, die finanziellen Folgekosten solcher politischen Entscheidungen darstellen zu können, wenn zum Beispiel die Folgekosten aus der Zerstörung sozialer Zusammenhänge berechnet und in die Entscheidungsfindung einbezogen werden. Dann würde deutlich werden, was das für die Gemeinschaft bedeute bzw. welche Kosten die Gemeinschaft tragen müsse. Auf diese Weise könne das Monetäre zu einem guten Darstellungs- bzw. Argumentationsmittel werden.

### **Ein beispielhaftes Projekt: IDEE 01239 e.V.**

Tommy S., Mitgründer des Vereins, skizzierte die Entstehungsgeschichte der Initiative vor einigen Jahren. Anlass war eine Diskussionsveranstaltung in Dresden-Prohlis im Rahmen des Kunstprojekts „FOR SALE“ von Page und Hertzsch, bei der die Architektengruppe Raumlabor ein Projekt aus Halle/Neustadt vorstellte. Dort hatten die Architekten mit jungen Bewohner/innen in einem leer stehenden Plattenbau ein temporäres Hotel für ein Theaterfestival eingerichtet. Tommy S., Béla Kästner-Kubsch und Adina Huber, die im Publikum saßen und zu dieser Zeit erwerbslos waren, sahen sich durch dieses Beispiel angeregt, ein ähnliches Projekt in Dresden-

**IDEE 01239 e.V.**

*Stadtteilforum für Kulturarbeit, bürgerschaftliches Engagement und kulturelle Bildung*

Viele der Gründungsmitglieder des Vereins „IDEE 01239“ waren Arbeitssuchende, die in Dresden-Prohlis wohnen, u. a. ein ehemaliger Bergbauingenieur, ein ehemaliger Bibliothekar und eine ehemalige Arbeitsvermittlerin.

Auf ihrer Website beschreiben die Initiator/innen ihre Motivation zum Engagement:

„Um der Einsamkeit der Arbeitslosigkeit vorzubeugen haben wir uns mit anderen engagierten Bewohnern, Künstlern, Sozialpädagogen und Akademikern vernetzt, um als Gruppe das kulturelle und soziale Leben unseres Stadtteils aktiv zu gestalten. [...] Das Anliegen des Vereins ist es, ein Stadtteilforum zu schaffen, in dessen Rahmen sich das Engagement von Bürgern mit professioneller Kulturarbeit verbindet. Die persönlichen Erfahrungen der Bürger werden als Kultur- und Bildungsgut begriffen, welches aufzuspüren und allen zugänglich zu machen ist.“

*»Die persönlichen Erfahrungen der Bürger werden als Kultur- und Bildungsgut begriffen, welches aufzuspüren und allen zugänglich zu machen ist.«*



Das Projekt wurde u. a. durch den Fonds Soziokultur e.V., die Kulturstiftung des Freistaates Sachsen, die Stadt Dresden, das Quartiersmanagement Prohlis, das Sächsische Staatsministerium des Innern und das ESF-Bundesprogramm BIWAQ gefördert.

Quelle:

URL: [http://idee01239.dynamic-pc.de/index.php?option=com\\_content&view=article&id=2&Itemid=3&lang=de](http://idee01239.dynamic-pc.de/index.php?option=com_content&view=article&id=2&Itemid=3&lang=de) [06.11.2010].

Prohlis in Angriff zu nehmen: Sie warben in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis für die Idee, und als genügend Mitstreiter/innen gewonnen waren, gründeten sie mit Page und Hertzsch Ende 2006 den Verein IDEE 01239 e.V. (die Zahlenfolge im Namen ist die Postleitzahl von Dresden-Prohlis). Mit dem ehemaligen Getränkemarkt am Palitzschhof in Prohlis konnten sie ein relativ großes Gebäude beziehen und wandelten ihn in einen Ausstellungs- und Diskussionsraum um. Dabei arbeiteten sie – im Rahmen eines Pilotprojekts der ARGE – mit Jugendlichen aus sozial schwachen Familien zusammen sowie mit zwei englischen Gastkünstlern (Matthew Houldung, Kaavous Clayton). Im Mai 2007 wurde das Haus mit neuer Nutzung eingeweiht.

Tommy S. erläuterte, was letztlich dafür ausschlaggebend war, das Projekt in Angriff zu nehmen: Die Gründungsmitglieder waren damals Hartz-IV-Empfänger und wollten mehr Teilhabe an der Gesellschaft generieren – ihre eigene, aber auch die ihres Freundeskreises und der anderen Stadtbewohner/innen. Darüber hinaus wollten sie den von Plattenbauten geprägten Stadtteil Dresden-



Prohlis kulturell und künstlerisch aufwerten. Für die Umsetzung und nachhaltige Arbeit des Projekts konnten sie verschiedene Fördermittel akquirieren.

Nach dreieinhalb Jahren intensiven Engagements könne man nun eine positive Bilanz ziehen, auf die alle sehr stolz seien, so Tommy S.: Der Verein sei inzwischen in Prohlis, aber auch in Dresden aus dem Kulturleben nicht mehr wegzudenken. Die Einbindung von Jugendlichen mit sozial problematischem Hintergrund sei zwar noch verbesserungswürdig, doch laufe der Veranstaltungsbereich mit regelmäßigen Lesungen, Kino, Musikveranstaltungen, Workshops etc. erfolgreich. Das Angebot werde gut angenommen, obwohl in Prohlis überwiegend Langzeitarbeitslose bzw. Menschen mit niedrigen Bildungsabschlüssen leben. Die Projektarbeit der letzten Jahre habe gezeigt, dass die Bewohner/innen des Stadtteils gerade bei den vielfältigen Kulturveranstaltungen etwas Greifbares erleben können und dann auch „mitziehen“.

Auch die beruflichen Biografien der Projektinitiator/innen haben sich zum Positiven gewendet. Mittlerweile sind alle drei Gründungsmitglieder im Rahmen des IDEE-Projekts beschäftigt. Tommy S. ist als Liedermacher und Kulturarbeiter auf dem Weg in die Selbstständigkeit. In seinen Augen zeigt das Beispiel nicht nur, dass solche Initiativen überhaupt funktionieren können, sondern auch, dass es einen glücklicher macht, wenn man sich wieder in die Gesellschaft einbringen kann: „Es ist die Freude daran zu merken: Ich kann etwas bewegen. Ich kann glücklich darüber sein, dass ich eine aktive Rolle in einer Gemeinschaft spiele.“

*»Ich kann glücklich darüber sein, dass ich eine aktive Rolle in einer Gemeinschaft spiele.«*

## Teilhabe als Glücksfaktor

Die neben privaten Faktoren (Gesundheit, Partnerschaft, Freundschaften etc.) wichtigste Voraussetzung für Glück als subjektives Wohlbefinden der Menschen ist das Gefühl, als Teil der Gesellschaft anerkannt zu sein und die Möglichkeit, sie mitgestalten zu können. Diese Teilhabe umfasst in ihren verschiedenen Dimensionen vor allem Arbeit, soziale Netzwerke, politische Rechte, Bildung und Kultur. Von großer Bedeutung sind dabei die individuellen Möglichkeiten zur Partizipation: Die meisten Menschen streben danach, in irgendeiner Form etwas zur Gesellschaft als Ganzes beitragen zu können. Fehlende Teilhabe hingegen führt zum Gefühl, nicht anerkannt und ausgegrenzt zu werden, was auf Dauer eine zerstörerische Wirkung auf den Zusammenhalt einer offenen, demokratischen Gesellschaft entfalten kann.

Fokus: Erwerbsarbeit, bürgerschaftliches Engagement, politische Partizipation



*Der unfreiwillige Ausschluss von Erwerbsarbeit wirkt sich besonders negativ auf das individuelle Glücksempfinden aus.*

- **Teilhabe über Erwerbsarbeit**  
Ein besonderer Glücksfaktor ist die Teilhabe über Erwerbsarbeit: Auch wenn nicht jede Arbeit als befriedigend empfunden wird, so ist – statistisch gesehen – bei Nichterwerbstätigen ein sehr viel geringeres subjektives Wohlbefinden als bei Beschäftigten festzustellen. Der unfreiwillige Ausschluss

von Erwerbsarbeit wirkt sich besonders negativ auf das individuelle Glücksempfinden aus. Arbeit ist nicht nur deshalb wichtig, weil sie der selbstständigen Existenzsicherung dient, sondern auch, weil sie Möglichkeiten der Sinnstiftung und Selbstverwirklichung bietet. Für die glücksstiftende Wirkung der Erwerbsarbeit ist allerdings auch entscheidend, inwieweit sich der Einzelne als eigenverantwortlich handelnd wahrnehmen kann: Gestaltungsspielräume und persönliche Entscheidungsmöglichkeiten bei der Arbeit wirken sich ebenso unmittelbar positiv auf das subjektive Wohlbefinden aus wie die empfundene Sinnhaftigkeit der Tätigkeit selbst.

- **Teilhabe über bürgerschaftliches Engagement**  
Auch bürgerschaftliches Engagement, das freiwillig und unentgeltlich für das Gemeinwohl erbracht wird, wirkt sich positiv auf die Lebenszufriedenheit aus. Als wichtige Gründe gelten die damit verbundenen Möglichkeiten zur Ausübung einer als sinnvoll empfundenen Tätigkeit sowie die Einbettung in soziale Netzwerke. Empirisch hat sich allerdings gezeigt, dass sich Arbeitslose in der Regel deutlich weniger bürgerschaftlich engagieren als Erwerbstätige, was zu einer Kumulation von glückschwächenden Faktoren führen kann.
- **Teilhabe über politische Partizipation**  
Funktionierende demokratische Institutionen können insbesondere durch direkt-demokratische Mitbestimmungsrechte (Volksabstimmungen, Referenden) glücksfördernd wirken, wenn sie den Bürger/innen tatsächlichen Einfluss auf politische Entscheidungen ermöglichen. In Ländern und Regionen mit ausgepräg-

ter Bürgerbeteiligung und Formen direkter Demokratie ist die subjektive Lebenszufriedenheit deutlich höher als in Regionen mit geringem Mitspracherecht der Bürger/innen. Wesentlich dafür ist, dass die Bürger/innen sich durch ihre aktive Rolle stärker als politisch selbstbestimmt wahrnehmen und die Erfahrung machen, etwas bewirken und Gesellschaft (mit) gestalten zu können.

Quellen:

Bruno S. Frey/Claudia Frey Marti: Glück. Die Sicht der Ökonomie. Zürich/Chur 2010; Michael Corsten/Michael Kauppert/Hartmut Rosa: Quellen bürgerschaftlichen Engagements. Wiesbaden 2007; Richard Layard: Die glückliche Gesellschaft. Was wir aus der Glücksforschung lernen können. Frankfurt a. M./New York 2009; Jordis Grimm: Ergebnisse der Glücksforschung als Leitfaden für politisches Handeln? Universität Flensburg Internationales Institut für Management, Discussion Paper Nr. 14, Flensburg 2006, URL: [http://www.iim.uni-flensburg.de/cms/upload/discussionpapers/14\\_Grimm\\_Gluecksforschung-gesamt\\_2.pdf](http://www.iim.uni-flensburg.de/cms/upload/discussionpapers/14_Grimm_Gluecksforschung-gesamt_2.pdf) [04.11.2010].

## Wie wird aus Ausgrenzung Teilhabe?

### Individuelle Voraussetzungen

Lebenskrisen, wie sie etwa durch Arbeitslosigkeit ausgelöst werden, können nach Evelin Rosenfeld zum Anlass werden, das Leben in die eigene Hand zu nehmen und solche bürgerschaftlichen Projekte zu initiieren. Von entscheidender Bedeutung sei jedoch die soziale Resonanz, die Begegnung mit Gleichgesinnten, die ähnliche Ideen haben und bereit sind, sich zu engagieren. Mit der Idee allein sei es nicht getan: „Es gehört eine Menge dazu, wirklich etwas aufzusetzen und ins Rollen zu bringen. Und um dieses Moment der Umsetzung einer Idee wirklich durchzuhalten und die Kraft dafür zu haben, ist entscheidend, dass ein Mensch für sich verstanden hat, wofür er da ist oder da sein möchte, also im Kontakt mit sich selbst, mit der Gemeinschaft und mit dem, was ihm wirklich wichtig ist.“





*Der entscheidende Punkt ist, dass der Mensch zum Handelnden wird.*

Engagement entsteht nach Auffassung von Rosenfeld aus einer inneren Haltung heraus, die darauf beruht, sich seiner eigenen Ziele und Werte klar zu werden und dann Eigenverantwortung übernehmen zu wollen: „Engagement ist für mich die Folge von Selbstkontakt oder Bewusstheit über die Kraft und über den Grund, warum ich hier bin, was ich beitragen kann und will.“ Für den Coach Rosenfeld ist ganz zentral, dass der Einzelne zu einer wichtigen Erkenntnis kommt: „Du musst selbst überleben können. Du bist verantwortlich für dich selbst und du hast die Kraft dazu. Es gibt nicht arme Opfer-Menschen und starke Raubtier-Menschen. Es gibt Menschen. Und Menschen haben das Potenzial zu überleben.“ Der entscheidende Punkt sei, dass der Mensch zum Handelnden wird. Solange er in einer Opferhaltung verharrt und glaubt, nichts ausrichten zu können, nehme er sich die Energie, die für jegliche Initiative gebraucht werde: „Solange ich dastehe und auf Schuldige zeige oder bedauere und bejammere, was mir widerfahren ist, geht die Kraft, die zur Umsetzung benötigt wird, in diese Haltung. Das heißt, um überhaupt in Kontakt zu sich zu kommen, muss man aufhören zu fordern oder vorzuwerfen oder zu bedauern. Das ist eigentlich der allererste Schritt.“ Häufig reiche es aus, seine Perspektive wechseln und die Dinge anders zu bewerten. Statt zu beklagen, durch das Handeln der Investoren bedroht zu werden, könnte man auch sagen: „Investoren haben Geld, denen könnte ich was ins Ohr setzen.“ Der Einzelne müsse erkennen, dass er selbst etwas bewirken kann.

Genau an diesem Punkt kann nach Ansicht von Adam Page die Kunst einen wichtigen Beitrag leisten. Bei verschiedenen bürgerschaftlichen Projekten, an denen er und Eva Hertzsch beteiligt waren, hätten sie den Bürgerinnen und Bürgern über künstlerische

Arbeit vermitteln können, dass man sich einmischen kann und dass es sich lohnt, sich zu engagieren. Künstlerische Projekte könnten die Menschen überraschen, inspirieren und zum Handeln ermutigen, weil sie die Wahrnehmung erweitern und neue Möglichkeiten aufzeigen.

*Künstlerische Projekte können die Menschen überraschen, inspirieren und zum Handeln ermutigen, weil sie die Wahrnehmung erweitern und neue Möglichkeiten aufzeigen.*



## **Basis für nachhaltiges Engagement**

Wenn bürgerschaftliche Projekte nachhaltig funktionieren sollen, müssen die Menschen nach Ansicht von Rosenfeld vor allem Eigeninitiative ergreifen – statt darauf zu warten, dass man ihnen irgendwann einen Job zuteilt oder dass jemand sie fördert. Sie müssen selbst aktiv werden und sich Projektpartner/innen suchen, die ihre Werte teilen und ein gemeinsames Ziel verfolgen unter dem Motto: Ich glaube daran und ich will das! Diese gemeinsame Wertebasis trage langfristig und sei die wichtigste Essenz für Bottom-up-Projekte, sie sei zentral für die Entstehung, aber auch für die Nachhaltigkeit von bürgerschaftlichem Engagement.

Tommy S. bestätigte das aus seiner Erfahrung: IDEE 01239 werde vor allem zusammengehalten durch das gemeinsame Ziel und den starken Willen, dieses Ziel zu verwirklichen. Auch wenn es manchmal Konflikte gebe, würden doch alle weiterhin an einem Strang ziehen: „Wir sagen uns: Das Ziel, wofür wir uns gegründet haben, nämlich den Stadtteil Prohlis künstlerisch und kulturell nach vorne zu bringen, ist noch lange nicht erreicht.“



Für Adam Page ist noch ein anderer Punkt wichtig, warum ein Projekt wie IDEE 01239 über längere Zeit so gut funktioniert: Es gibt keine großen Träger, etwa aus dem kirchlichen oder sozialen Bereich, sondern wird von den engagierten Bürgerinnen und Bürgern selbst getragen. Die starke Beteiligung von Künstler/innen sei bei solchen Projekten wichtig, da diese anders denken und agieren als zum Beispiel Sozialarbeiter/innen: „Der Künstler hat keinen Vertrag mit niemand. Er arbeitet viel informeller, genau wie die Bürgerinnen und Bürger.“ Bürger/innen hätten mit Künstler/innen viel mehr gemeinsam als mit Sozialarbeiter/innen, die für diese Arbeit speziell ausgebildet sind. Dazu gehöre auch, dass Künstler/innen anders mit dem Staat umgehen können und in Bezug auf bürokratische Regelungen (beispielsweise Anträge und Abrechnungsverfahren) mehr Freiheiten hätten als etwa ein Träger im Bereich Soziales oder Stadterneuerung.

## Rolle des Staats

Für Serge Embacher kann IDEE 01239 e.V. auch als „Sensibilisierungssystem für soziale Probleme“ gesehen werden, als eine Art „Frühwarnsystem“: Die betroffenen Menschen suchen nach eigenen Lösungen und machen so erst auf Missstände öffentlich aufmerksam. In manchen Regionen sei im Grunde klar, dass es für viele Menschen auf absehbare Zeit keine reguläre Erwerbsarbeit geben wird und der Staat ihnen dennoch keine Alternative bietet. Das Beispiel zeige eindrücklich die Möglichkeiten zum Engagement, wenn Menschen sich nicht in Passivität fallen lassen, sondern die Kraft aufbringen, etwas Eigenes auf die Beine zu stellen. Im sozialstaatlichen System sei diese Form des Bürgerengagements nicht vorgesehen: Arbeitsmarktpolitische Maßnahmen zielten im Prinzip nur auf die Vermittlung in den ersten Arbeitsmarkt, auch wenn dies häufig eigentlich völlig unrealistisch sei. Deshalb könnte es durchaus vernünftig sein, solche Kristallisationspunkte von Engagement als Form von „sozialer Ökonomie“ staatlich zu fördern. Durch die Förderung solcher Projekte könnten informelle Arbeitsplätze und neue Möglichkeiten sinnvoller Tätigkeiten entstehen – nicht zuletzt werde dadurch auch zum Bruttoinlandsprodukt beigetragen. Das sei allemal besser, als die sozialen Folgen von Erwerbslosigkeit und mangelnder Teilhabe in Kauf zu nehmen: angefangen bei den Zivilisationskrankheiten infolge von sozialer Ausgrenzung, Alkoholismus, Depressionen etc. Bisher werde fast gar nicht gesehen, dass zwischen dem freiwilligen Engagement der Bürgerinnen und Bürger und den Defiziten der klassischen Arbeitsmarktpolitik ein enger Zusammenhang besteht.

Nach Ansicht von Evelin Rosenfeld sollte sich freiwilliges Engagement und Erwerbsarbeit aber bei jedem Menschen in einem

„natürlichen Gleichgewicht“ befinden. Jeder Mensch stehe zunächst vor der Aufgabe, sein Überleben über Erwerbsarbeit sichern zu müssen. Folglich würde es ein Großteil der Menschen auch nicht als gerecht empfinden, wenn sich die einen dem Erwerbszwang beugen müssten und die anderen auf Dauer davon ausgenommen werden. Angesichts des gesellschaftlichen Wandels stelle sich neben der Frage der individuellen Entfaltungsmöglichkeit immer auch die nach dem eigenen Beitrag zum Lebensunterhalt.

Tommy S. machte darauf aufmerksam, dass seiner Erfahrung nach die selbstständige Generierung von Arbeitsplätzen aber sehr schwierig ist. In ihrem Verein hatten sie zum Beispiel über die ARGEN versucht, für IDEE 01239 Langzeitarbeitslose als sogenannte 1,75-Euro-Jobber zu beschäftigen. Doch hätten sie als sehr kleiner Verein gegen die großen Träger (wie zum Beispiel Dekra) bei der Konkurrenz um Fördermittel keine Chance gehabt. Auch wenn sie die 1,75-Euro-Jobs aus politischen Gründen nicht unbedingt gut heißen würden, wäre es ihnen doch wichtig gewesen, einige Langzeitarbeitslose auf diese Art und Weise mit einem kleinen monetären Anreiz aus der sozialen Isolation herauszuholen und ihnen eine Perspektive zu geben.



*»Raus aus der Forder- oder Förderhaltung.«*

Evelin Rosenfeld sieht in dieser Konzentration auf öffentliche Fördermittel genau das Problem: Darauf zu warten, vom Staat gefördert zu werden, koste letztlich unglaublich viel Zeit und Energie. Sie berichtete von Projekten, für die sie selbst schon ESF-Mittel beantragt habe und vom „Irrsinn“ der Verwaltung, der damit verbunden ist. Politiker und Beamte wären zu weit entfernt von der Projektrealität. Sie werde dies nicht mehr tun, denn der Verwal-



tungsaufwand hierfür sei derart groß, dass die Kommunikation mit den Behörden wertvolle Kapazitäten verschlinge, die besser für die Projektumsetzung eingesetzt würden. Stattdessen habe sie jetzt in viel kürzerer Zeit Sponsoren gefunden, die begeistert in Projekte eingestiegen seien. Das Ziel müsse also sein: „Raus aus der Förder- oder Förderhaltung.“ Deswegen sollten solche bürgerschaftlichen Projekte mittelfristig auch eine wirtschaftliche Basis haben.

Tommy S. wandte dagegen ein, dass die Ausrichtung und Möglichkeiten ihres kleinen Vereins auch in zehn Jahren nicht dazu führen werden, dass sie wirtschaftlich arbeiten können. Bei dem von ihm betreuten kleinen Bereich des Veranstaltungsbetriebs sei höchstens ein bisschen Gastro-Umsatz zu erwarten. Sie könnten keine nennenswerten monetären Werte schaffen und seien deshalb auf Förderung und Akzeptanz seitens der Gesellschaft – nicht des Staats – angewiesen.

Serge Embacher unterstützte die Einschätzung von Tommy S., dass bürgerschaftliches Engagement wie IDEE 01239 auf dem Markt nach ökonomischen Kriterien nicht verwertbar ist: „Das kann keinen Gewinn abwerfen, und das sollte es auch nicht.“ Bei diesem Engagement werde etwas erzeugt, das nicht direkt in Geld messbar ist, aber dennoch sehr wichtig sei: der „Wert des sozialen Zusammenhalts“. Stadtteile wie Dresden-Prohlis drohten sonst endgültig auseinanderzufallen – mit allen negativen Erscheinungen und gesellschaftlichen Folgekosten (zum Beispiel sozial bedingte Erkrankungen). Menschen, die sich vor Ort wie im Verein IDEE 01239 engagieren, leisteten somit einen wichtigen Beitrag für die gesellschaftliche Stabilisierung, die weder vom Staat noch der privaten Wirtschaft herzustellen sei. Im Prinzip sei die Idee: „Da, wo der Markt versagt und da, wo auch der Staat nicht mehr ist, da ist der Moment des Engagements.“ Solche bürgerschaftlichen Initiativen bilden nach Embacher die Basis einer „sozialen Ökonomie“. Er gab Tommy S. Recht, dass die großen, etablierten Träger diesen Bereich in problematischer Weise dominieren und sich dadurch ein großen Teil der Fördergelder sichern. Wenn Erwerbslose jedoch trotz schwieriger Situation aus einer internen Motivation heraus ihr Schicksal in die Hand nehmen, dann sei es auch im Interesse des Staats, solche Initiativen zu unterstützen. Gelder bei privaten Stiftungen und Wirtschaftsunternehmen zu akquirieren sei natürlich einen Versuch wert, aber dabei kann schon allein die richtige Ansprache zu einer großen Hürde werden. Hier sei die öffentliche Hand gefragt, die über arbeitsmarkt- und sozialpolitische Instrumente eingreifen kann.



Der Staat habe die Bedeutung des bürgerschaftlichen Engagements auch bereits erkannt: Embacher verwies auf die im Koalitionsvertrag festgehaltene Nationale Engagementstrategie der Bundesregierung. Er sei gegenwärtig damit beschäftigt, die Expertisen von Expert/innen aus Politik, Wirtschaft und Bürgergesellschaft zu sammeln und zu bündeln, um daraus Empfehlungen für die Engagementförderung aus Sicht der Bürgergesellschaft abzuleiten.

## Nationale Engagementstrategie

Am 6. Oktober 2010 hat die Bundesregierung die erste Nationale Engagementstrategie beschlossen. Damit will sie auf die wachsende Bedeutung des bürgerschaftlichen Engagements in Deutschland reagieren.

Viele Menschen in Deutschland setzen sich bereits heute für die Gesellschaft ein: 36 Prozent der deutschen Bevölkerung über 14 Jahre engagieren sich freiwillig – etwa 23 Millionen Menschen. Davon engagieren sich 10 Prozent im Bereich „Sport und Bewegung“, gefolgt von den Bereichen „Kindergarten und Schule“ (6,9 Prozent) und „Kirche und Religion“ (6,9 Prozent).

Mit der Nationalen Engagementstrategie will die Bundesregierung dieses bürgerschaftliche Engagement zum Wohl aller stärken und „den Grundstein für eine zwischen Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft besser aufeinander abgestimmte Engagementförderung in Deutschland“ legen.

Aus Sicht des federführenden Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend liegt dieser Maßnahme folgender Gedanke zugrunde:

„Der freiwillige Einsatz der Bürgerinnen und Bürger ist eine tragende Säule unseres freiheitlichen und demokratischen Gemeinwesens und wird in Zukunft immer wichtiger werden. Wir müssen neue, innovative Lösungen für die Herausforderungen, mit denen wir zunehmend konfrontiert sind, finden. Oft entstehen solche

Lösungen durch das Engagement von Bürgerinnen und Bürgern. Wir brauchen das Engagement der Bürgerinnen und Bürger, denn diejenigen, die sich freiwillig engagieren, tragen mit ihrem Einsatz, mit ihrer Kreativität und Eigeninitiative zum Fortschritt und Zusammenhalt in unserer Gesellschaft bei. Ihre Arbeit wirkt in einem Maß solidaritätsstiftend, wie es der Staat nie organisieren könnte. Das verdient unsere ganze Unterstützung und Anerkennung!“

Die Bundesregierung möchte dafür geeignete Foren des Austauschs fördern und im BMFSFJ eine Anlaufstelle für soziale Innovationen einrichten.

Die Nationale Engagementstrategie der Bundesregierung verfolgt vier strategische Ziele:

- „Eine bessere Abstimmung engagementpolitischer Vorhaben von Bundesregierung, Ländern und Kommunen.
- Die Einbindung von Stiftungen und des bürgerschaftlichen Engagements von Wirtschaftsunternehmen.
- Eine größere Anerkennung und Wertschätzung der Leistungen von freiwillig Engagierten.
- Bessere Rahmenbedingungen für das freiwillige Engagement.“

Quelle:

Website des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, URL: <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/aktuelles,did=161502.html> [10.11.2010].

Sollte sich der Staat verstärkt darum bemühen, mehr Menschen zum Engagement zu motivieren? In Großbritannien wurden beispielsweise umfangreiche Programme zur staatlichen Förderung ehrenamtlichen Engagements aufgelegt.

Adam Page hält zumindest für Deutschland staatliche Maßnahmen zur Engagementförderung nicht für den richtigen Weg. Teilhabe sollte nicht so stark „von oben nach unten“ gedacht werden. Er plädierte eher für das Prinzip Bottom-up statt Top-down.



*Man muss die Frage der Bürgerbeteiligung ganz neu denken.*

Bei Stadtentwicklungsprozessen beispielsweise seien schon zahlreiche Beteiligungsmöglichkeiten eingerichtet, doch würden diese Formen der institutionalisierten Teilhabe häufig in der Praxis nicht mit Leben erfüllt. Page erläuterte das am Beispiel einer Stadterneuerungsmaßnahme in Berlin-Neukölln, wo die dort lebenden Bürger/innen in die Stadtgestaltung einbezogen werden sollten. Bei den vom Bauamt organisierten Bürgerforen erschienen jedoch kaum für Nord-Neukölln repräsentative Bewohner/innen, sondern hauptsächlich ein an Stadtgestaltung besonders interessiertes und informiertes Publikum. Für tatsächliche demokratische Partizipation sei jedoch entscheidend, dass man auch jene Bürgerinnen und Bürger erreicht, die sich nicht von sich aus beteiligen. Offensichtlich müsse man die Frage der Bürgerbeteiligung ganz neu denken und die üblichen Formen solcher Veranstaltungen aufgeben; so zum Beispiel andere Orte und Zeiten für Bürgerversammlungen wählen. Es könnte sinnvoll sein, zunächst auf der Straße die Passant/innen befragen, unter welchen Umständen bzw. in welchem Rahmen sie sich beteiligen würden. Um wirkliche Teilhabe aller Bürgerinnen und Bürger zu erreichen, ist es nach Page zu-

dem unerlässlich, die Diskussionen für ein breiteres Publikum zugänglich zu machen und nicht nur den sogenannten Expert/innen, sondern auch Bürger/innen zuzutrauen, Substanzielles zur Debatte beitragen zu können. Die Fachdiskussionen sollten sich unbedingt öffnen und alle Menschen als Expert/innen ernst nehmen.

Für Serge Embacher schließt das eine das andere nicht aus. Es brauche beides: die Diskussion vor Ort als „Keimzelle und Ursprung“ des Engagements mit breiter Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern, aber auch die Debattenbeiträge von ausgewiesenen Fachleuten zu komplexen Themen. Um eine tragfähige, durchdachte Lösung zu erreichen, dürfe man auf keinen Fall die verschiedenen Ebenen von Expert/innen und engagierten Bürger/innen gegeneinander ausspielen.

Auch nach Ansicht von Embacher kann ein staatliches Förderprogramm nicht funktionieren, das die Bürger/innen allgemein zu mehr Engagement motivieren oder die Engagementbereitschaft von bestimmten Zielgruppen steigern soll. Das Entscheidende seien geeignete Rahmenbedingungen, die bürgerschaftliches Engagement erleichtern, sowie funktionierende Verfahren, die wirkliche Teilhabe ermöglichen.

*Das Entscheidende sind geeignete Rahmenbedingungen, die bürgerschaftliches Engagement erleichtern, sowie funktionierende Verfahren, die wirkliche Teilhabe ermöglichen.*



Bisher würden Beteiligungsverfahren häufig in die völlig falsche Richtung laufen, was er an einem Beispiel kommunaler Bürgerbeteiligung, dem „Bürgerhaushalt“ veranschaulichte: Bei dieser Beteiligungsform werden die Bürgerinnen und Bürger eingeladen,

sich an der Gestaltung des Haushalts zu beteiligen, der bei einem Berliner Bezirk etwa 500 Millionen Euro im Jahr beträgt. Jeder gehe davon aus, er könne nun mitentscheiden, wie die Gelder vergeben werden. Doch stelle sich bei der Bürgerversammlung dann heraus, dass von 500 Millionen Euro schon 499 950 000 festgelegt sind. Die Bürger/innen dürfen dann noch über 50 000 Euro entscheiden – wobei hier ebenfalls schon feststeht, für welche Bereiche das Geld verwendet werden kann. Wenn die Bürger/innen solche Erfahrungen machen, würden demokratische Beteiligungsverfahren letztlich „lächerlich“ – das sei keine echte Teilhabe.

Die Bedeutung der Rahmenbedingungen erläuterte er ebenfalls an einem Beispiel: Menschen aus Einwandererfamilien gelten in weit verbreiteter Sicht als weniger engagierte Gruppe, die an bürgerschaftliches Engagement besonders herangeführt werden müsste, um ihre Teilhabe an der Gesellschaft zu erhöhen. Man müsse aber zunächst einmal feststellen, dass diese Gruppe genauso heterogen ist wie die einheimische Gesellschaft: All diese Menschen kämen aus sehr unterschiedlichen sozialen Kontexten und Heimatgesellschaften, ebenso differierten die Formen ihres Engagements. Wie



alle anderen Menschen hätten sie aber grundsätzlich das Bedürfnis, sich in eine Gemeinschaft einzubringen. Die bestehenden Rahmenbedingungen – ohne Wahlrecht und mit erschwerter Einbürgerung – seien aber nicht gerade ermutigend, sich in der deutschen Mehrheitsgesellschaft zu engagieren.

*»Eine gelingende Integration und Teilhabe hat viel mit angemessener Kommunikation und Wertschätzung zu tun.«*



Zudem kritisierte Embacher, dass es sich bei der „Integrationsdebatte“ meist um einen sehr einseitigen Diskurs handle, der nur auf die Defizite abstelle, ohne die positiven Beispiele von Teilhabe der Menschen aus Zuwandererfamilien öffentlich anzuerkennen. Diese engagierten sich ebenso wie andere Bürger/innen, wenn auch oft in anderer Form und von außen weniger erkennbar. Dies müsse in öffentlichen Debatten und in den Medien thematisiert werden, beispielsweise von politischen Spitzenpersönlichkeiten. Eine gelingende Integration und Teilhabe habe viel mit angemessener Kommunikation und Wertschätzung zu tun. Die letzte Fußballweltmeisterschaft habe als eine Art „multikulturelle Veranstaltung“ doch bereits gezeigt, wie gut Integration funktionieren kann.

Vor diesem Hintergrund hält Embacher es für dringend notwendig, die Rahmenbedingungen für bürgerschaftliches Engagement deutlich zu verbessern: Denn eine große Zahl von Menschen sei potenziell durchaus bereit, sich stärker für die Gesellschaft oder Gemeinschaften vor Ort zu engagieren. Doch seien viele Bürgerinnen und Bürger frustriert und demotiviert angesichts der Rahmenbedingungen und derzeitigen Verfahren für bürgerschaftliches Engagement. Umso wichtiger seien Regularien, die dem Engagement förderlich sind, damit sich die Menschen vor Ort problemlos engagieren können.

## Rahmenbedingungen für bürgerschaftliches Engagement

*Dr. Serge Embacher*

Bürgerschaftliches Engagement lässt sich nicht staatlich organisieren oder gar verordnen. Das ist auch nicht nötig, da die Impulse immer „von unten“, d.h. aus der Mitte der Bürgergesellschaft kommen. Dennoch kann man sagen, dass die Engagementbereitschaft durch entsprechende Rahmenbedingungen gesteigert oder unterstützt werden kann. Von diesen Rahmenbedingungen sind im Folgenden einige aufgelistet:

- *Infrastruktur*: Eine wichtige Voraussetzung für bürgerschaftliches Engagement ist eine ermöglichende kommunale Infrastruktur. Dabei geht es ebenso um Versammlungsräume für Initiativen und Vereine wie um Freiwilligenagenturen, Mehrgenerationenhäuser, Bürgerstiftungen, regionale oder lokale Fördertöpfe und eine engagementfreundliche Verwaltung.
- *Netzwerke*: Die Bedeutung von nationalen, regionalen und lokalen Netzwerken für bürgerschaftliches Engagement liegt vor allem in der Bündelung von Erfahrungen, Energien und Ressourcen sowie im Informationsaustausch. Neben dem BBE auf Bundesebene gibt es zahlreiche Landesnetz- und kommunale Netzwerke für bürgerschaftliches Engagement.
- *Engagementverträglichkeit von Gesetzen*: Zahlreiche sozialstaatliche Regelungszusammenhänge berühren auch das bürgerschaftliche Engagement. Die Engagementverträglichkeit der Sozialgesetzgebung ist daher ein wichtiges Thema. Wenn beispielsweise Transferleistungsbezieher nach SGB II („Hartz IV“) Sanktionen befürchten müssen, weil sie sich bürgerschaftlich engagieren (und in dieser Zeit nicht „dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen“), fehlt damit eine wichtige Rahmenbedingung für die Einbindung sozial Benachteiligter ins Engagement.

- *Zuwendungsrecht:* Viele Projekte und Initiativen erhalten öffentliche Fördermittel. Damit unterliegen sie bei der Bewirtschaftung und Abrechnung dieser Mittel dem Zuwendungsrecht. Die Regelungen zur korrekten Handhabung bzw. Verwendung von Fördergeldern sind sehr kompliziert und bürokratisch. Ein wesentlicher Beitrag zur Verbesserung der Rahmenbedingungen für bürgerschaftliches Engagement liegt daher in einer engagementfreundlichen Modernisierung des Zuwendungsrechts.
- *Haftungs- und Versicherungsregelungen:* Für bürgerschaftlich Engagierte kann es von erheblicher Bedeutung sein, wie ihr haftungs- oder versicherungsrechtlicher Status ist. In diesem Zusammenhang wurden etwa in den letzten Jahren die Haftungsregeln für Vereinsvorstände geändert, die nun nicht mehr (oder nur bei grob fahrlässigem Verhalten) mit ihrem Privatvermögen für Schäden aus ihrer Vereinstätigkeit haften müssen. Ebenso wurden in den vergangenen Jahren in vielen Bundesländern einheitliche Unfallversicherungsregelungen für Engagierte eingeführt.
- *Aufwandsentschädigungen:* Für viele Engagierte ist es wichtig, dass es Regelungen zur Entschädigung für aus dem Engagement entstandene Aufwendungen (Fahrt- und Materialkosten usw.) gibt. Dabei ist allerdings darauf zu achten, dass das bürgerschaftliche Engagement nicht zu stark „monetarisiert“ wird und etwa in (ungewollte) Konkurrenz zu Erwerbsarbeitsverhältnissen gerät.

Literaturhinweis:

Nationales Forum für Engagement und Partizipation (Hrsg.): Engagement ermöglichen – Strukturen gestalten. Berlin 2010, URL: [http://www.b-b-e.de/fileadmin/inhalte/aktuelles/2010/09/Band3\\_NF\\_Web.pdf](http://www.b-b-e.de/fileadmin/inhalte/aktuelles/2010/09/Band3_NF_Web.pdf) [20.11.2010].

Auch nach Ansicht von Rosenfeld kann es nicht Aufgabe der Politik sein, die Bürger mit konkreten Programmen zum Engagement zu motivieren, vielmehr müssten unnötige Begrenzungen, Beschneidungen und Auflagen für bürgerschaftliches Engagement abgebaut werden.

### **Kann bürgerschaftliches Engagement gelernt und gelehrt werden?**

Diskutiert wurde auch die Frage, ob das Engagement von Bürger/innen gestärkt werden könnte, indem zum Beispiel in Schulfächern und Studiengängen explizit Engagement gelernt und gelehrt wird. Inzwischen wurden bereits einige Studiengänge zum Thema „Bürgerschaftliches Engagement“ eingerichtet und an einigen Fachhochschulen Engagementpolitik ins Curriculum aufgenommen.

Solche Lehrinhalte in Schule und Ausbildung sind nach Ansicht von Serge Embacher durchaus sinnvoll, doch sollten vor allem mehr Möglichkeiten geschaffen werden, um Engagement schon im Jugendalter praktisch umzusetzen. Dabei seien vor allem Jugendfreiwilligendienste und die Schule von Bedeutung.

Bei Jugendfreiwilligendiensten könnte Engagement sehr gut gelernt werden; es wäre vorteilhaft, dieses Potenzial mit einer entsprechenden Arbeitsmarkt- und Ausbildungsplatzpolitik zu verbinden. Statt sogenannte schwer vermittelbare, nichtausbildungsfähige Jugendliche zur Weiterqualifikation wiederholt in die sprichwörtlichen Computerkurse zu schicken, könnte man ihnen auch anbieten, ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) zu absolvieren.



Allerdings sollte das auch wirklich freiwillig sein, dann könne man durch diese Form des Engagements viel über sich selber und über die Gesellschaft, in der man aktiv ist, lernen.

Der andere zentrale Bereich sei die Schule, die sich weiter von einer „staatlichen Anstalt“ hin zu einer „gesellschaftlichen Einrichtung“ entwickeln müsse. Insbesondere die Ganztagschule biete die Chance, sich stärker zu engagieren. Man könnte Schülerinnen und Schülern zum Beispiel konkrete Möglichkeiten aufzeigen, sich in ihrem sozialen Umfeld zu engagieren. Oft sei das Problem doch nur, dass die Welt eigentlich voller Möglichkeiten steckt, die durch einen Tunnelblick übersehen werden oder aufgrund einer passiven Haltung ungenutzt bleiben.

Für Evelin Rosenfeld ist es nicht möglich, Menschen durch bestimmte Strategien von außen zum Engagement zu motivieren: „Ein Motiv, das tatsächlich trägt und zu einem Gefühl des eigenen Geschaffenen führt, wird nicht von außen gegeben, sondern das

ist ein innerer Impuls.“ Man könne Menschen lediglich dabei unterstützen, die innere Kraft zu entwickeln, etwas selbst zu initiieren, das Engagement länger durchzuhalten und schließlich in eine Wirtschaftlichkeit hineinzuführen. In Nordthailand gebe es zum Beispiel ein großes Drogenproblem, das im Wesentlichen von einem Netzwerk von Politikern und Wirtschaftsleuten gesteuert wird. Die Menschen in dieser Region hätten meist nur die Möglichkeit, sich entweder in dieses Geschäft einzuklinken oder die Gegend zu verlassen. Im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit habe sie dort ein Projekt initiiert, das den Jugendlichen vor Ort andere Perspektiven aufzeigen soll: Zusammen mit Mönchen entwickelte sie ein Kräuterprojekt, indem Heilpflanzen, die traditionell dort wachsen, wiederentdeckt und angebaut werden. Damit soll den Jugendlichen bewusst gemacht werden, dass es sich dabei um wertvolle Pflanzen handelt, mit denen man heilen und seinen Lebensunterhalt verdienen kann. Entscheidend ist in ihren Augen, „Räume zu schaffen, in denen ein Kontakt zur ganz persönlichen Neigung, zur Herkunft entsteht, also etwas, das nicht vorstrukturiert ist, sondern einen Kontext bildet, der da ist, wo die Menschen sind, dazu angetan ist, Bewusstheit zu fördern.“

Jugendliche direkt dazu aufzufordern, sich zu engagieren oder sie auf konkrete Ziele festzulegen, sei hingegen wenig erfolgversprechend. Viel wichtiger seien andere Fragen, etwa: „Wer bist du eigentlich? Was macht dich aus? Was ist Dir besonders wichtig?“ Über solche Reflexionsprozesse könnten Räume für neue Perspektiven eröffnet werden.

## Wichtige Schritte zu mehr Teilhabe

### Mehr Gestaltungsfreiräume

*Engagement braucht Freiräume und Gestaltungsmöglichkeiten.*



Engagement braucht Freiräume und Gestaltungsmöglichkeiten, so Evelin Rosenfeld. Regulierung sei nur bei massiven Verteilungsungleichgewichten geboten, wenn zum Beispiel Ressourcen oder Macht überakkumuliert sind. Das betreffe aber in der Regel gewachsene, große Strukturen und nicht kleine, relativ junge Strukturen bürgerschaftlichen Engagements. Es müsse unterschieden werden zwischen den Bereichen notwendiger Verteilungs- und Regulierungspolitik und einer vernünftigen Engagementpolitik, bei der Strukturen und Regeln tendenziell abgebaut werden müssten. Die Notwendigkeit von Freiräumen für Engagement betonte auch Tommy S. aus seinen praktischen Erfahrungen mit IDEE 01239. In ihrem Stadtteilprojekt werde versucht, die Beteiligung der Jugendlichen mit großen Gestaltungsfreiräumen zu verbinden, damit sie wirklich teilhaben und gestalten können: Nicht die Projektinitiatoren seien die entscheidenden Akteure, sondern all jene, die zu ihnen kommen und Ideen mitbringen. Man stelle den Interessierten Infrastruktur und eventuell Fachpartner an die Seite, doch die Jugendlichen könnten sich dann „austoben“ – sei es im Tonstudio oder im Medienprojekt.

## Stärkung der demokratischen Partizipation von Bürger/innen

In mehreren Diskussionsbeiträgen wurde die Wichtigkeit betont, dass sich die Bürgerinnen und Bürger tatsächlich am politischen Prozess beteiligen können und ihre Anliegen ernst genommen werden. Die Idee der bürgerschaftlichen Partizipation werde grundsätzlich diskreditiert, wenn Beteiligungsstrukturen nur als symbolischer Akt verstanden und als (demokratisches) Alibi für nicht verhandelbare Entscheidungen der Politik benutzt werden. So komme es immer wieder vor, dass die Ergebnisse von Bürgerentscheiden – ein wichtiges Instrument der Teilhabe von Bürgerinnen und Bürgern – von den politischen Entscheidungsträgern übergangen werden. Derartiges Ignorieren führe dazu, dass sich viele Bürgerinnen und Bürger überhaupt nicht mehr beteiligen und die Unzufriedenheit mit der Politik bzw. demokratischen Verfahren in der Bevölkerung steigt.



*Die Bürgerinnen und Bürger müssen sich tatsächlich am politischen Prozess beteiligen können, ihre Anliegen sind ernst zu nehmen.*

Da in den Schulen eine entscheidende Basis für die Einübung demokratischer Verfahren gelegt werde, sollte es für Jugendliche dort bereits mehr Möglichkeiten der Beteiligung, der Selbstorganisation und Mitentscheidung geben. Darüber hinaus müsste die junge Generation stärker bei der Suche nach Lösungen auf gesellschaftliche Herausforderungen einbezogen werden und politische Entscheidungen mit beeinflussen können, um die notwendige Erneuerung der Gesellschaft sicherzustellen. Teilhabe heiße auch, etwas in die Gesellschaft einbringen zu können.



Auf kommunaler Ebene ist es gerade bei Bürgerbeteiligungsverfahren im Rahmen von Städtebauprojekten nach Ansicht von Page erforderlich, die Bürger/innen dabei zu unterstützen, in komplexe Planungsprozesse einzusteigen. Man müsse sie entsprechend vorbereiten, informieren und ihnen konkrete Partizipationsmöglichkeiten aufzeigen. Es sei eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, dass sich die Bürgerinnen und Bürger künftig stärker an öffentlichen Angelegenheiten beteiligen können.

### **Bleibende Verantwortung des Staats**

In diesem Zusammenhang stellt sich für Embacher die zentrale Frage, wie viel gesellschaftliches Engagement und Teilhabe der Bürger/innen die Politik zulässt und für welche Aufgabenfelder der Staat weiterhin zuständig bleibt. Er betonte, dass man sich auf keinen Fall an der liberalen Vorstellung von Bürgergesellschaft orientieren sollte: In dieser Ausrichtung soll bürgergesellschaftliches Engagement gefördert werden, damit sich der Staat aus seiner Verantwortung zurückziehen kann. Dies wäre genau der falsche Weg. Der Staat müsse in zentralen Feldern in der Verantwortung bleiben, zum Beispiel bei der Schaffung von Arbeits- und Ausbildungsplätzen. Auch müsse der Staat eine Politik des sozialen Ausgleichs betreiben. Denn die Engagementforschung habe gezeigt, dass gut integrierte Menschen mit guten Jobs sich am allermeisten engagieren, also eine gewisse „Mittelschichtlastigkeit“ im Engagement festzustellen ist. Menschen in sozialer Not engagierten sich – statistisch gesehen – eher selten. Deshalb bleibe es eine Grundvoraussetzung, dass es ausreichend Arbeitsplätze und wirtschaftlichen Wohlstand gibt, an dem alle partizipieren können. Dann entstehe auch Engagement und Teilhabe der Bürger/innen.

*Der Staat muss eine Politik des sozialen Ausgleichs betreiben.*



Der Staat muss nach Embacher über geeignete politische Rahmenbedingungen dafür sorgen, dass sich Engagement entwickeln und entfalten kann. Ein wichtiger Aspekt sei dabei die enge Verbindung von Engagement- und Arbeitsmarktpolitik, die von den Verantwortlichen wahrgenommen und insbesondere in der Arbeitsverwaltung konkret umgesetzt werden sollte. Projekte wie IDEE 01239 zeigten, dass viele Menschen bereit seien, sich zu engagieren und ihr Leben in die Hand zu nehmen. Doch könnte ihr Engagement schnell daran scheitern, wenn sie weiterhin „dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen“ müssten. Hier könnte man ganz konkret schon durch kleine Änderungen – zum Beispiel durch die Abschaffung bestimmter Paragraphen im Sozialgesetzbuch (SGB), die diesen Zwang manifestieren – Engagement fördern.

## **Plädoyer für einen neuen Gesellschaftsvertrag**

Serge Embacher plädierte für einen neuen Gesellschaftsvertrag: Die Verantwortlichkeiten zwischen Politik, Gesellschaft und Wirtschaft müssten neu verteilt werden, da es Indizien dafür gebe, dass die alte Aufgaben- und Verantwortungsteilung nicht mehr funktioniere.

So zeigten sich erhebliche Steuerungs- und Regulierungsprobleme des Staats: Viele politische Entscheidungen seien zwar „gut gemeint“, erzeugten aber Nebenfolgen, die nicht mehr steuerbar sind. Zudem habe sich der Staat in den letzten zwanzig Jahren selber stark depotenziert, indem er zum Beispiel Steuern senkte und seine Handlungsspielräume einschränkte. Es gebe viele Pro-

bleme im staatlichen Handeln, doch verhalte sich die offizielle Politik noch immer so, als könne sie die Gesellschaft mit Gesetzen durchregeln.

Auch bei der Wirtschaft zeichne sich eine problematische Entwicklung ab: Das Vertrauen vieler Menschen in wirtschaftliche Akteure sei stark gesunken, was sich durch die Wirtschafts- und Finanzkrise noch weiter verstärkt habe. Dabei stelle sich eine neue, grundsätzliche Verantwortungsfrage: Welche Verantwortung hat eigentlich wirtschaftliches Handeln für die Gesamtgesellschaft?

Schließlich zeigten sich auch Veränderungen bei der Bürgergesellschaft: Bürgerinnen und Bürger hätten heute viel mehr Selbstbewusstsein als vor vierzig Jahren, was in folgender Grundidee zum Ausdruck komme: „Wir wollen unsere Angelegenheiten selber in die Hand nehmen und brauchen die Freiheit, das zu tun.“ Diese Grundidee sei in der Gesellschaft weit verbreitet, in der Politik bis-



her aber kaum angekommen. Denn wenn man dieses Anliegen ernst nimmt und die Bürger/innen mehr selbst entscheiden und bestimmen können, dann bedeutet das zugleich, dass der Staat Kontrolle, die Politiker/innen Macht abgeben müssten.

*Der Staat muss Kontrolle, die Politiker/innen müssen Macht abgeben.*



Für die Stärkung der Demokratie sei mehr Bürgerbeteiligung insbesondere auf kommunaler Ebene von großer Bedeutung. Eine Möglichkeit wäre, die Bürgerinnen und Bürger vor Ort, die direkt von Entscheidungen betroffen sind, stärker zu beteiligen. Dann müsste das Ergebnis von den politischen Akteuren aber auch akzeptiert und in ihren politischen Entscheidungen berücksichtigt werden.



### III Glück und Solidarität

Tanja Dückers:

#### **„Deutsches Muffeln. Über die Deutschen und das Glück“**

Zunächst die gute Nachricht: Die Welt wird immer glücklicher. Das glauben zumindest die Wissenschaftler um den Politologen Ronald Inglehart von der University of Michigan. Seit Jahren befragen sie weltweit Hunderttausende von Menschen für den „World Values Survey“ und erstellen ein internationales Ranking des Glücks. In ihrer aktuellen Umfrage nahm fast überall die Zufriedenheit deutlich zu. Den ersten Platz belegt dabei Dänemark, gefolgt von der Schweiz, Island, den Niederlanden und Kanada. Auch Norwegen und Schweden liegen weit vorn.

Und nun die schlechte Botschaft: Deutschland gehört zu den wenigen Ländern, in denen das Wohlbefinden deutlich abgenommen hat.

Nun bedarf es nicht viel Fantasie, um mögliche Gründe dafür zu finden. Sind die Deutschen nicht einfach notorisch schlecht gelaunte Dauer-Pessimisten, Angsthasen und Langstreckenmuffel? Nicht zufällig gehört neben „Weltschmerz“ und „Blitzkrieg“ die „German Angst“ zum bekanntesten sprachlichen Exportgut.

Und das, obwohl es den Deutschen eigentlich blendend gehen müsste: Sie genießen eine sehr lange Friedensperiode und ein hohes Wohlstandsniveau – so gut wie heute ging es ihnen noch nie. Dennoch liegt Westdeutschland auf der Weltrangliste von 97 Staaten gerade mal auf Platz 35 – zwischen Malaysia und Vietnam. Ostdeutschland belegt die 49. Stelle. Tendenz: weiter fallend.

Für das Empfinden von Zufriedenheit spielt die ökonomische Sicherheit – wenig überraschend – eine entscheidende Rolle. Wer arm ist und hungert, braucht keinen Glücksforscher, um in Erfahrung zu bringen, was ihm fehlt. Die Bewohner reicher Länder sind insgesamt glücklicher. Auf der „Weltkarte des Glücks“, 2006 erstellt, bilden Kongo, Burundi und Simbabwe die Schlusslichter.

Schwieriger sind die Gründe für mangelndes und rückläufiges Glücksempfinden in Ländern zu beurteilen, die über ein hohes Maß an Wohlstand verfügen – wie eben Deutschland.

„Die Menschen sind in jenen Gesellschaften am glücklichsten, in denen sie am meisten Freiheiten für die eigene Lebensgestaltung haben“, stellt Inglehart fest. Demgemäß macht der amerikanische Wissenschaftler Demokratie und einen hohen Grad an sozialer Toleranz in einer Gesellschaft als zufriedenheitssteigernde Faktoren aus.

Man könnte nun einwenden, dass das Maß an persönlicher Freiheit, sozialer Toleranz und nicht zuletzt an ökonomischer Sicherheit in Deutschland im internationalen Vergleich nicht gerade niedrig ist. Aber um eine Erklärung für die Zufriedenheitsabnahme der Deutschen zu finden, muss bedacht werden, dass sie ihre gegenwärtige subjektive Zufriedenheit nicht in erster Linie aus dem

internationalen Vergleich ableiten, sondern aus dem Vergleich mit ihrer eigenen Situation in der jüngeren Vergangenheit.

Das rückläufige Glücksempfinden, das Inglehart bei den Deutschen konstatiert, deckt sich mit den Ergebnissen des sozio-ökonomischen Panels (SOEP) des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung in Berlin. Demnach hat sich der Grad der Lebenszufriedenheit bei fast jedem fünften befragten Deutschen innerhalb von 20 Jahren stark verringert. Vor allem Arbeitslose, Geringverdiener, ältere Bürger (über 60-Jährige) sowie generell Ostdeutsche sind mit ihrem Leben deutlich unzufriedener geworden.

Tatsächlich werden in Deutschland die vielen Reformen der letzten Jahre – von der Agenda 2010 bis Hartz IV – in ihrer Gesamtheit als stark glücksmindernd wahrgenommen. Auch beeinflusst die Arbeitsmarktentwicklung die Stimmung negativ: Nach der ebenfalls kürzlich veröffentlichten DGB-Studie „Gute Arbeit“ sind nur 13 Prozent der Beschäftigten mit ihrer Tätigkeit zufrieden, jeder Dritte bezeichnete seine Arbeitsbedingungen gar als mangelhaft. Die meisten Beschäftigten beklagen einen Mangel an Einfluss-, Qualifizierungs- und Entwicklungsmöglichkeiten. Außerdem fehlt vielen Befragten ein Mindestmaß an beruflicher Zukunftssicherheit.

Die Balance aus der „Freiheit für die eigene Lebensgestaltung“ und „ökonomischer Sicherheit“, die Inglehart in vielen prosperierenden Ländern als Glücksfaktor ausgemacht hat, ist offenbar aus Sicht vieler Deutscher in den vergangenen Jahren erheblich gestört worden. Auch sind bei den Ostdeutschen hohe Erwartungen enttäuscht worden. In vielen anderen postkommunistischen Län-

dern (die im Durchschnitt alle noch einen vergleichsweise geringen „Glückswert“ aufweisen) hingegen steigt das Wohlbefinden stetig mit dem langsam wachsenden Wohlstand.

Interessant ist jedoch auch, dass sich die Einstellung der Deutschen zum Glücklichsein in den vergangenen 50 Jahren stark verändert hat. Denn das Streben nach Glück – als „pursuit of happiness“ in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 verankert und schon lange Bestandteil des amerikanischen Selbstverständnisses – hat auch hierzulande immer mehr an Bedeutung gewonnen. Der Wunsch nach individuellem Glücklichsein auf Erden gilt längst nicht mehr als gemeinschaftsfeindlicher Egoismus oder als profan-sinnentleerter, gottferner Hedonismus. Vielmehr wird Glücklichsein als eine Art Grundrecht empfunden. Noch 1974 beantworteten nur 49 Prozent der Deutschen die Frage „Worin sehen Sie den Sinn Ihres Lebens?“ mit „Dass ich glücklich bin“. Heute sind es 67 Prozent.

Doch von der erklärten Suche nach dem großen Glück bis zur schlichten Zufriedenheit ist es wohl ein weiter Weg. Mal sehen, ob Vietnam in der nächsten Glücksstudie Deutschland abgehängt haben wird.

Aus: Zeit online, 21.10.2008

Abdruck mit freundlicher Genehmigung



## Gespräch

mit:

**Tanja Dückers**

Schriftstellerin und Journalistin

**Burgunde Grosse**

Gewerkschaftssekretärin beim  
DGB Bezirk Berlin-Brandenburg,  
arbeitsmarktpolitische Sprecherin der SPD  
im Berliner Abgeordnetenhaus

Moderation: **Annette Riedel**

Deutschlandradio Kultur

Dr. Angela Borgwardt

## Was macht die Deutschen unzufrieden?

In ihrem Essay „Deutsches Muffeln“ thematisiert Tanja Dückers, dass Wohlstand nicht automatisch zu hohem persönlichen Glücksempfinden führt: Obwohl es den Deutschen im internationalen Vergleich nach objektiven Faktoren (wie zum Beispiel Pro-Kopf-Einkommen, Gesundheits- und Bildungsstatus) heute eigentlich gut geht, ist die Zufriedenheit der Bevölkerung nicht sehr hoch – auf der Weltrangliste des Glücks erreicht Deutschland lediglich Platz 35. Das subjektive Wohlbefinden hat mit der Steigerung des Wohlstands in den letzten beiden Jahrzehnten nicht Schritt halten können, zum Teil sogar abgenommen. Als mögliche Erklärung verwies Dückers auf die Ergebnisse der Glücksforschung: Demnach steigt die Lebenszufriedenheit nur bis zu einem gewissen Einkommensniveau an, weitere Einkommenserhöhungen spielen für das individuelle Glücksempfinden keine Rolle mehr.<sup>1</sup> In Deutschland nimmt das subjektive Wohlbefinden im Durchschnitt bis zu einem jährlichen Einkommen von etwa 55 000 bis 60 000 Euro zu; ein höherer Verdienst macht nicht per se glücklicher. Die Gleichung „reicher = glücklicher“ gehe also nicht auf, so Dückers.

Burgunde Grosse stimmte zu, dass das individuelle Glück nur bis zu einem gewissen Grad von materiellem Wohlstand abhängt. Daraus dürfe aber nicht abgeleitet werden, die Armen seien genauso glücklich wie die Reichen oder sogar noch glücklicher, wie es die

---

1 Zu diesen Fragen ausführlicher im Themenkomplex „Glück und Wohlstand“ siehe Kapitel 1 dieser Publikation.

Redewendung „Geld allein macht nicht glücklich“ nahelege. Auch in Deutschland bleibe die Notwendigkeit der Armutsbekämpfung bestehen, unter anderem durch die Schaffung von Arbeitsstellen und höhere Arbeitseinkommen.

Aber warum ist die Lebenszufriedenheit der Deutschen trotz gestiegenen Wohlstands so niedrig? Dückers verwies darauf, dass in der von ihr zitierten Studie des DIW eine Antwort gegeben wird: Die deutsche Bevölkerung hat sich bei der Einschätzung ihrer Lebenszufriedenheit nicht mit den Bevölkerungen anderer Staaten verglichen, sondern ihre jetzige Lebenssituation mit der vor zwanzig Jahren in Beziehung gesetzt. Da Deutschland zu den Ländern mit den niedrigsten durchschnittlichen Reallohnsteigerungen in dieser Zeit gehört, sei es durchaus nachvollziehbar, wenn die Menschen unzufrieden sind – insbesondere jener Teil der Bevölkerung, der heute real über weniger Kaufkraft verfügt als vor zwanzig Jahren.

*Individuelle Freiheit kann erst dann das persönliche Glücksempfinden steigern, wenn sie nicht als soziale Verunsicherung und persönliche Überforderung wahrgenommen wird.*



Für Burgunde Grosse hat die niedrige Lebenszufriedenheit der Deutschen noch einen anderen wichtigen Grund: Sowohl Ostdeutsche wie auch Westdeutsche hätten an die Wiedervereinigung Erwartungen geknüpft, die sich nicht erfüllten. Anfangs sei die Wiedervereinigung Anlass zu großem Glück und das Zusammengehörigkeitsgefühl der Deutschen relativ stark gewesen. Doch dann hätten die gravierenden Umbrüche auch Probleme mit sich gebracht, die diese Freude zunehmend überlagerten: Vieles habe sich anders und weit schwieriger entwickelt, als man es sich vorgestellt hatte. Für die Ostdeutschen hätten die individuellen Freiheiten und Gestaltungsspielräume in der rechtsstaatlichen Demokratie zwar objektiv wesentlich zugenommen, was zunächst glücksfördernd wirke. Doch seien damit auch neue Anforderungen verbunden gewesen, die die Menschen teilweise überforderten: Wer daran gewöhnt sei, nur in bestimmten Grenzen agieren zu können, müsse mit den neuen Handlungsmöglichkeiten erst einmal umgehen lernen. Individuelle Freiheit könne erst dann das persönliche Glücksempfinden steigern, wenn sie nicht als soziale Verunsicherung und persönliche Überforderung wahrgenommen werde. Grosse erinnerte aber auch daran, dass nicht nur die Menschen im Ostteil große Einschnitte zu verkraften hatten. Auch die Westdeutschen hätten sich stark umstellen müssen, als zum Beispiel ganze Industriezweige verschwanden und Arbeitsplätze verloren gingen, oder beispielsweise das gesetzliche Rentenalter für Frauen von 60 auf 65 Jahre heraufgesetzt wurde. Die Ost- und Westdeutschen hätten sich über viele Jahrzehnte in ihrem Leben eingerichtet, sodass die plötzlichen Veränderungen und enttäuschten Erwartungen auf beiden Seiten Verunsicherung und Unzufriedenheit hervorriefen. Es brauche nun eine gewisse Zeit der Normalisierung.

## Das Individuum in der Gesellschaft

Wie hängen Glück und Solidarität zusammen? Wenn „Solidarität“ so viel bedeutet wie Gemeinsinn, der aus einem Zusammengehörigkeitsgefühl erwächst, stellt sich eine zentrale Frage: Inwieweit ist das individuelle Glücksempfinden davon abhängig, wie gut es den Freunden, Nachbarn, Kollegen geht? Kann der Mensch als soziales Wesen glücklich sein, wenn der Nächste erkennbar nicht glücklich ist?

Für Grosse ist es grundsätzlich möglich, glücklich zu sein, auch wenn der Nächste unglücklich ist. Es wäre ja eine fürchterliche Belastung, wenn das eigene subjektive Glücksempfinden vollständig vom Befinden aller anderen abhängt. Bei nahen Familienan-



gehörigen sei das allerdings anders: Wenn die eigenen Kinder unglücklich sind, wirke sich das natürlich negativ auf das eigene Glücksempfinden aus.

## **Soziale Gleichheit und subjektives Wohlbefinden**

Dückers zeigte sich hingegen skeptisch, dass man auch inmitten von unglücklichen Menschen glücklich sein kann: Das subjektive Wohlbefinden der Menschen hänge eng mit dem sozialen Umfeld zusammen. Man sei viel stärker in eine Gesellschaft eingewoben als man häufig denke – auch in Bezug auf sein individuelles Glück. Jedes Mitglied einer Gesellschaft profitiere letztlich davon, wenn die Gesellschaftsstrukturen so aufgebaut sind, dass alle Menschen zufrieden sein können.



*Das subjektive Wohlbefinden der Menschen hängt eng mit dem sozialen Umfeld zusammen.*

Eine wissenschaftliche Studie sei zu dem Ergebnis gekommen, dass in Gesellschaften mit einer geringen Kluft zwischen Arm und Reich die Menschen insgesamt glücklicher sind (siehe Info-Kasten). Demnach sei soziale Gleichheit ein glückssteigernder Faktor – nicht nur für das Individuum, sondern für die Gesellschaft im Ganzen. Man könne die Probleme der Menschen im sozialen Umfeld nicht einfach ignorieren, wie Dückers erläuterte: „Ich habe zum Beispiel ein paar Jahre in Berlin-Neukölln gelebt. Und wenn ich da manchmal mit furchtbaren Dingen konfrontiert wurde, konnte es sein, dass ich über Tage sehr deprimiert war – obwohl das Menschen waren, die ich überhaupt nicht kannte.“

## Gesellschaftliche Gleichheit schafft Glück

In ihrer Studie „The Spirit Level“ von 2010 (dt. „Gleichheit ist Glück. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind“) haben die britischen Sozialforscher Richard Wilkinson und Kate Pickett untersucht, wie sich gesellschaftliche Ungleichheit auf gesundheitliche und soziale Probleme auswirkt. Dafür werteten sie mehr als 200 Studien aus (u. a. Daten von WHO und anderen internationalen Organisationen).

Im Mittelpunkt der Untersuchung stand die Frage, welchen Einfluss die Einkommensverteilung in 21 reichen Industrieländern v. a. auf folgende Bereiche hat: Mord, Selbstmord, Fettsucht, Teenagerschwangerschaften, Kindersterblichkeit, psychische Krankheiten, Zahl der Inhaftierten, Bildungsstand von Fünfzehnjährigen, soziale Mobilität, Stellung der Frau.

Die Einkommensverteilung wurde anhand der Relation zwischen dem Einkommen der reichsten 20 Prozent und der ärmsten 20 Prozent der Bevölkerung eines Landes gemessen. In einigen Industriestaaten verfügt das oberste Fünftel der Bevölkerung über etwa siebeneinhalb- bis achtmal so viel Geld wie das unterste Fünftel (zum Beispiel Portugal, Großbritannien, Neuseeland, die USA), in anderen Ländern nur etwa viermal so viel (zum Beispiel Norwegen, Schweden, Japan, Finnland). Deutschland liegt in diesem Sample etwa in der Mitte.

## Ergebnisse:

In Ländern mit großen Einkommensunterschieden ist das Ausmaß der sozialen und gesundheitlichen Probleme der Bevölkerung insgesamt erheblich größer als in Ländern mit geringen Einkommensunterschieden: Es gibt mehr Gewalttaten, mehr Gefängnisinsassen, mehr Teenagerschwangerschaften, mehr Übergewichtige, schlechtere Bildungsabschlüsse, weniger soziale Mobilität. Als extremster Maßstab sind die Mordraten in sehr ungleichen Gesellschaften zehnmal so hoch wie in sehr gleichen; die Zahl der psychisch Kranken ist dreimal so hoch. Interessanterweise ist die höchste Lebenserwartung keineswegs in den Ländern mit dem höchsten Durchschnittseinkommen zu finden, sondern dort, wo die Kluft zwischen Arm und Reich am geringsten ist. Die Länder mit einer geringen Kluft zwischen Arm und Reich schneiden in fast allen Bereichen besser ab (Ausnahmen: Rauchen, Selbstmordrate).

Wilkinson/Pickett kommen zu dem Ergebnis, dass sich Einkommensungleichheit ganz erheblich auf soziale und gesundheitliche Probleme auswirkt. Und sie sehen durch ihre Forschungen eindeutig belegt, dass nicht nur die armen, sondern auch die reichen Bevölkerungsschichten negativ von sozialer Ungleichheit betroffen sind.

Erklärt werden diese Zusammenhänge vor allem mit psychosozialen Gründen. In ungleichen Gesellschaften sei die soziale Hierarchie deutlicher ausgeprägt, was soziale Spannungen, Unsicherheiten und persönlichen Stress verstärke: „Die soziale Distanz zwischen den Menschen ist größer, die Mühe, die man hat, um

sozial aufzusteigen oder oben zu bleiben, ist größer. Der Stress, den das verursacht, ist viel stärker. Wenn ich jemand aus einer ungleicheren Gesellschaft mit einer guten Bildung und gutem Einkommen in eine gleichere Gesellschaft einbinden würde, würde dieser Mensch vermutlich länger leben, und seine Kinder wären besser in der Schule. [...] Wir fanden sechs Studien, die diesen Effekt bestätigen, dass es selbst für einen Reichen besser ist, in einer gleicheren Gesellschaft zu leben.“ (Pickett im Interview 2010)

*»Selbst für einen Reichen ist es besser, in einer  
gleicheren Gesellschaft zu leben.«*



Die beiden Forscher kommen zu dem Schluss, dass in gleicheren Gesellschaften alle länger, besser und glücklicher leben. In entwickelten Industrieländern sei eine höhere Lebenserwartung und Zufriedenheit der Bevölkerung nicht durch mehr wirtschaftliches Wachstum zu erreichen, sondern durch eine gleichmäßigere Verteilung des Wohlstands. Ungleichheit schaffe soziale und gesundheitliche Probleme, die hohe wirtschaftliche Folgekosten verursachen, gesellschaftliche Gleichheit hingegen fördere das individuelle Glück und verbessere das gesellschaftliche Wohlergehen im Ganzen. Letztlich müsse es darum gehen, durch eine gerechtere Verteilung von Einkommen die Gleichheit in Gesellschaften zu erhöhen.

Quellen:

Kate Pickett im Interview, taz.de, 13.03.2010, <http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=hi&dig=2010/03/13/a0019&cHash=05b1ff9494> [23.11.2010];

Bill Kerry: Glück, Wohlergehen und Gleichheit, in: Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 11/2010, S. 34–37.

Grosse gab Dückers Recht, dass das eigene Befinden entscheidend vom sozialen Umfeld beeinflusst wird. Doch könne man sein persönliches Glück nicht abhängig machen von der Lösung aller Probleme um einen herum. Wenn man sich weder privat noch beruflich glücklich fühlt, hätte man gar nicht die Kraft, die vielen Probleme anzupacken.

Wie schwierig es ist, die Welt um sich herum auszublenden, um glücklich zu sein, verdeutlichte Tanja Dückers. Im Zuge der Globalisierung sei uns die Welt sehr viel näher gerückt. Es sei doch regelrecht absurd, ein Kleidungsstück „Made in China“ anzuziehen, ohne die Zustände in diesem Land bzw. die Herstellungsbedingungen des Produkts zu bedenken. Aufgrund dieser „Nähe der Welt“ und der Verknüpfung mit dem eigenen Leben könne man deshalb auch nicht so einfach sagen: Das Unglück in anderen Ländern – zum Beispiel schlechte Arbeitsbedingungen oder gesundheitliche Probleme – tangiert mich nicht. Die entscheidende Frage sei, wie mit dem Unglück umgegangen werden sollte. Der US-amerikanische Ansatz setze eher auf Interventionspolitik, während Europa hier eine andere Haltung einnehme. Sie selbst sei der Ansicht, man



sollte nicht „kriegerisch“ intervenieren, sondern sich eher tangieren, involvieren lassen. Dückers setzt auf Empathie als Voraussetzung für Solidarität – die Bereitschaft, mit dem anderen mitzufühlen und sich für den anderen einzusetzen.

## **Glück durch moralisches Handeln?**

Hier stellt sich die Frage nach dem Zusammenhang von Glück und Moral: Inwiefern muss ich bei dem, was ich denke und tue, immer das Ganze, die Gemeinschaft, die anderen Menschen mit bedenken? Welchen Bezugsrahmen für Solidarität wähle ich: mein persönliches Umfeld, meine Stadt oder mein Land, oder beziehe ich mich auf die ganze Welt? Ist moralisches Handeln in diesem Sinne überhaupt umsetzbar?

Dückers veranschaulichte die Problematik anhand einer persönlichen Erfahrung: „Ich esse sehr gerne Schokolade. Das ist etwas, was mich in ganz kleiner, profaner Form glücklich macht. Dann las ich aber bei Foodwatch einen bedrückenden Artikel über die Länder, in denen Kakao angebaut wird – dort ist Kinderarbeit an der Tagesordnung und es herrschen sehr schlechte Arbeitsbedingungen. Es war wirklich deprimierend. Was mich besonders deprimiert hat, war, dass diese Kinder nicht zur Schule gehen. Sie verbringen ihr ganzes Leben mit diesen blöden Kakaobohnen und haben noch nie ein Stück Schokolade bekommen. Das hat mich sehr aufgebracht. Dann habe ich – jetzt kommt der Punkt mit der Moral – eine Weile lang nur die gute Fair-Trade-Schokolade gekauft. Irgendwann habe ich mich dann aber sehr nach einem Stück Lindt-Schokolade gesehnt und esse nun auch wieder Nicht-Fair-Trade-Schokolade.“



*Für das persönliche Glücksempfinden ist es sehr wichtig, sich – auf der Basis seiner Werte – in seinem Leben Aufgaben zu stellen.*

Auch wenn es nicht immer gelinge, gemäß seinen Werten zu handeln, ist es nach Dückers für das persönliche Glücksempfinden sehr wichtig, sich – auf der Basis seiner Werte – in seinem Leben Aufgaben zu stellen. Wenn man diese Aufgaben erfülle, empfinde man das als befriedigend, weil das eigene Handeln mit dem inneren Wertesystem kongruent ist. Diese Übereinstimmung könne stark glückssteigernd sein. Im Vergleich zu Glücksgefühlen aufgrund eines Lottogewinns beispielsweise sei damit eine psychologische Dimension verbunden, die nachhaltige Wirkungen habe: Das innere Wertesystem bestätige sich durch das, was man tut. Diese Form des moralischen Handelns fördere die langfristige subjektive Zufriedenheit, auch wenn damit Anstrengung verbunden sein kann.

Grundsätzlich müsse man Glück als etwas sehr Komplexes betrachten, es bestehe nicht nur aus euphorischen Glücksgefühlen, sondern bilde ein Gefühlskonglomerat aus verschiedenen Elementen. Diese Sichtweise führt nach Dückers weiter, als sich nur an einem homogenen, eindimensionalen Glücksbegriff zu orientieren. Die verbreitete Vorstellung von Glück als etwas, das keine Mühe macht, sondern einem geschieht, sei problematisch und an kapitalistische Verwertungs- und Konsumstrategien geknüpft. Zufriedenheit könne durchaus auch mit melancholischen oder belastenden Aspekten verbunden sein: „Der Begriff der Zufriedenheit ist mir wichtiger als dieses Glücklichsein, das doch vielleicht eher wie so ein kurzer euphorischer Moment ist, der an sich schon eo ipso überhaupt nicht dazu konstruiert ist, um lange anzuhalten. Diese Art von kurzen magischen Momenten wird uns so als Glück

verkauft, dabei kommt es nicht wirklich darauf an, sondern die Summe dieser Glücksmomente macht eine konstante tiefe Zufriedenheit aus.“ Deshalb sollte unterschieden werden zwischen Glück im Sinne von kurzfristiger Euphorie und tiefer gehender, längerfristiger Zufriedenheit: „Hier ist der Weg das Ziel, indem man sich durch dieses Streben mit sich selbst auseinandersetzt. Das wäre auch der Aspekt der Selbstentfaltung, des Sich-Kennenlernens.“

*Es sollte unterschieden werden zwischen Glück im Sinne von kurzfristiger Euphorie und tiefer gehender, längerfristiger Zufriedenheit.*



Grosse nahm das Schokolade-Beispiel von Dückers auf: Die entscheidende Frage sei doch, wie man dazu beitragen kann, dass diese Schokolade nicht mehr durch Kinderarbeit produziert wird. Genau das habe sie mit dem Hinweis gemeint, dass man sich glücklich fühlen kann und dennoch die Ziele nicht vergisst, die man persönlich wichtig findet. Gerade zur weltweiten Kinderarbeit gebe es schon viele Aktivitäten, zum Beispiel vom DGB. Die Aufgabe bestehe darin, aktiv nach Lösungen für solche Misstände zu suchen, statt sich nur passiv unglücklich zu fühlen.

## **Macht Geben glücklich?**

Aktive Solidarität umfasst über die Empathie hinaus die Bereitschaft zum Geben und Teilen. Aber unter welchen Bedingungen geben die Menschen gerne bzw. leisten sie bereitwillig ihren Anteil fürs Gemeinwesen? Kann Geben auch glücklich machen? Warum hört zum Beispiel die Bereitschaft vieler Bürger/innen, einen Beitrag zur Solidargemeinschaft zu leisten, bei Steuern häufig auf?

Für Burgunde Grosse steht fest, dass die Menschen immer dann zu Solidarleistungen bereit sind, wenn sie wissen, dass es zielgerichtet für das – in ihren Augen – Richtige ausgegeben wird: Die meisten würden zum Beispiel gern Steuern zahlen, wenn damit Schulen oder kaputte Straßen repariert werden. Es sei ja unbestritten, dass der Staat wichtige Leistungen für die Gesellschaft erbringe und dafür Steuereinnahmen brauche, um handlungsfähig zu sein. Doch wenn die Menschen das Gefühl hätten, dass „ihr“ Steuergeld ineffektiv oder für unnütze Dinge ausgegeben wird, oder wenn sie das Steuersystem insgesamt als ungerecht empfinden, sinke die prinzipielle Zustimmung zur Steuerpflicht sehr schnell.

Ob die Menschen beim Geben Glück und Zufriedenheit empfinden, hängt nach Ansicht von Dückers auch mit der Möglichkeit zusammen, über die Verwendung des Geldes mitzubestimmen. Zudem spiele der Aspekt der Autonomie eine wichtige Rolle: Gibt man etwas freiwillig oder ist man dazu gezwungen? Auf das komplexe Steuersystem und die unübersichtliche Verwendung von Steuermitteln könnten die Bürgerinnen und Bürger keinen Einfluss nehmen, was sich sicherlich mindernd auf das subjektive Glück beim Geben und damit auf die Zahlungsbereitschaft auswirke.

Trotzdem bleibe es unverzichtbar, dass der Staat durch Steuern nicht nur seine Ausgaben finanziert, sondern durch politische Steuerung auch für sozialen Ausgleich sorgt. Das Beispiel der USA zeigt für Dückers die problematischen Folgen einer Politik, die die finanziell Stärkeren nicht durch höhere Steuern in die Pflicht nimmt, sondern ihren Beitrag zum gesellschaftlichen Gemeinwohl weitgehend der freiwilligen Spendenbereitschaft überlässt: Der Staat kann mangels finanzieller Mittel nur in rudimentärem



Ausmaß soziale Aufgaben übernehmen; die gesellschaftliche Verantwortung der Reichen bleibt eine individuelle Entscheidung. Hinzu komme, dass Spenden häufig zwar gut gemeint sind, aber auch kontraproduktiv sein können, wenn die Projekte nicht primär an fachlichen Kriterien, sondern an den Wünschen der Spender ausgerichtet sind.

## Welche Rolle hat der Staat?

Welche Rolle sollte der Staat dabei übernehmen, wenn es um die Balance von individuellem Streben nach Glück und dem Gemeinwohl geht? Kann es eine Aufgabe des Staats sein, das Glück seiner Bürgerinnen und Bürger zu fördern?

Grosse ist davon überzeugt: Ein Staat, der das Ziel sozialer Gerechtigkeit verfolgt, trägt auch eine Verantwortung dafür, die Menschen in ihrem Streben nach einem glücklichen Leben zu unterstützen. Dies schliesse in bestimmten Fällen auch eine helfende Rolle ein: Wenn zum Beispiel Eltern ihre Kinder vernachlässigen, müsse der Staat handeln, indem er diesen Familien gezielt Unterstützung anbietet. Der Staat trage hier große Verantwortung für die Gesellschaft und müsse eine Unterstützungsstruktur für alle



Menschen bieten, die sich selbst nicht ausreichend organisieren können. Dabei gehe es um Aufklärung und Angebote, nicht um Sanktionen: „Hilfestellung ja, Zwang nein“, so Grosse.

*Es geht um Aufklärung und Angebote, nicht um Sanktionen:  
»Hilfestellung ja, Zwang nein.«*



Dieser Sicht stimmte Dückers zu: Der Staat habe als gesellschaftlichen Auftrag die Aufgabe, hilfsbedürftige Menschen zu unterstützen. Sein konkreter Einfluss auf das Privatleben der Bürger/innen müsse aber in einer Demokratie auf das unvermeidliche Maß beschränkt bleiben. Der individuelle Spielraum für die Gestaltung des eigenen Lebens sollte unangetastet bleiben. Dies gelte umso mehr, als Regierungen von Politiker/innen mit bestimmten Werthaltungen gebildet werden, die sicherlich nicht von allen Bürgerinnen und Bürgern geteilt werden. Der Staat sollte möglichst (finanzielle) Anreize setzen oder Leistungen an bestimmte Forderungen knüpfen, aber nur im Ausnahmefall Zwang ausüben und Sanktionen androhen. Um die notwendige Balance von individuellen Interessen und Gemeinwohl herzustellen, benötige der Staat allerdings ausreichend Handlungsmöglichkeiten, damit er für sozialen Ausgleich sorgen kann. Dückers favorisiert einen am skandinavischen Modell orientierten starken Sozialstaat. So sei es zum Beispiel unerlässlich, im deutschen Bildungssystem soziale Ungleichheiten zu beseitigen und mehr Gerechtigkeit herzustellen. Der Staat sei die einzige übergeordnete Interessensvertretung, die – zumindest theoretisch – nicht lobbyistisch agiert. Wenn er sich zu sehr zurückzieht und letztendlich nur noch Lobbyisten ihre Interessen durchsetzen, dann sei das für die Menschen ohne Lobby kein vertretbarer Zustand: „Der Staat muss für einen Interessenausgleich sorgen. Gerechtigkeit ist etwas, wofür der Staat sich mehr

als jede andere Einrichtung einsetzen kann.“ Leider werde im Moment gerade der gegenteilige politische Weg verfolgt und der Staat in seinen Handlungsmöglichkeiten immer mehr geschwächt.

Aus dem Publikum kam die Anmerkung, dass der Staat nicht dafür sorgen könne, dass seine Bürgerinnen und Bürger glücklich werden. Was er aber leisten könne und was man ihm auch abverlangen sollte, sei die Herstellung von Lebensgrundlagen, unter denen Glück möglich ist. Ob die Menschen dann tatsächlich glücklich werden, liege nicht mehr in seiner Hand. Allerdings sei in Deutschland bei der Schaffung glücksförderlicher Rahmenbedingungen in den letzten Jahrzehnten viel versäumt worden. Dazu gehöre, dass die Schere zwischen Arm und Reich immer mehr aufgeht.

Auch wurde der Wunsch geäußert, dass sich der gesellschaftliche Diskurs über Glück verändert. In Deutschland werde Glück häufig mit Erfolg gleichgesetzt – sei es beruflich oder privat. Diese Vorstellung präge die Gesellschaft unterschwellig. Misserfolg werde automatisch mit Unglück gleichgesetzt, statt sich darüber bewusst zu werden, dass dieser auch eine wichtige Erkenntnisfunktion hat: Misserfolg kann zum Beispiel anzeigen, dass man gewisse Handlungsweisen ändern oder seinem Leben eine andere Richtung geben sollte. Glück und Unglück zusammenzudenken, sei in Deutschland nicht verbreitet. Die starke Erfolgsbetontheit – glücklich kann nur sein, wer Erfolg hat – könnte auch ein Grund dafür sein, dass viele Deutsche sich so unglücklich fühlen.

## Anhang: Was macht Menschen glücklich?

In den Diskussionsrunden wurden von den Teilnehmer/innen auf dem Podium und im Publikum auch verschiedene Aspekte genannt, die sie persönlich glücklich machen. Deutlich wird dabei das breite Spektrum der Momente privaten Glücks – die Liste ließe sich sicherlich noch lange fortsetzen.

Mich persönlich macht glücklich ...

- mir näher zu kommen
- mich selbst besser zu verstehen
- Liebe und Sex
- Momente der Selbstvergessenheit
- persönliche Freiheit und Selbstentfaltung, die nicht auf Kosten anderer geht
- mir selbst sinnvolle Aufgaben wählen zu können
- mit ganzem Herzen an etwas arbeiten zu können, das mir wichtig ist
- mich persönlich und beruflich immer weiter entwickeln zu können
- wenn anerkannt wird, was ich tue
- wenn Menschen sich mit meiner Arbeit auseinandersetzen
- mit anderen zu teilen
- Menschen helfen zu können
- Partner, Kinder, Enkelkinder
- Verankerung und Vertrauen in der Familie
- starke soziale Bindungen und Freundschaften

- zufällige Begegnungen mit offenen, hilfsbereiten Menschen
- dass wir hierzulande keinen Krieg befürchten müssen
- in einer Zeit zu leben, in der die Gleichberechtigung der Geschlechter schon so weit fortgeschritten ist
- dass ich Beruf und Privatleben gut verbinden kann
- dass ich auch als Mutter von zwei Kindern einen befriedigenden Beruf ausüben kann
- dass ich durch eine gute Bildung die Chance hatte, mein Leben in die eigenen Hände zu nehmen
- dass ich die Möglichkeit hatte, meinen Wunschberuf zu ergreifen
- dass ich einen guten Beruf und ein sicheres Auskommen habe, sodass ich nicht ums Überleben kämpfen muss
- dass uns soviel Wissen zugänglich ist
- dass es insgesamt eine lebendige Debattenkultur gibt und ich zu interessanten Themen so unterschiedliche Meinungen hören kann
- einen Sonnenuntergang zu beobachten und viele andere kleine Dinge
- wenn ich auf Reisen bin und merke, dass man eigentlich ganz wenig zum Leben braucht
- .....
- .....

# *Dimensionen*



